UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e.V.

22. Jahrgang/Heft 3 Mai/Juni 1992

Inhalt

Die steigenden Kirchenaustritte – Gründe und Hintergründe	Georg May	123
Nächstenliebe ohne Wahrheit?	Heinz-Lothar Barth	139
Dimension „Übernatur" wird nicht mehr begriffen	Martin Haverkamp	143
Wem verlieh Christus die Binde- und Lösegewalt? Bemerkungen zu *Mt* 16,18f.;18,18;*Joh* 20,23	Heinz-Lothar Barth	147
Zwei Auffassungen von Liturgie und ihrer Zukunft	Andreas Schönberger	165
Zehn Wünsche – nur „fromme Wünsche"?	Jean Fournée	177
Zu welcher Gruppe hätten *wir* gehört?	Luis de la Campa	179

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Professor Louis Salleron †	182
Prälat Dr. Erwin Hesse †	183
Ein „ökumenisches" Problem im Jahre 1861 und seine Lösung	183
Katholische „Tips für's Wochenende"	184
Das Drama um die Kommunionspendung: III. Akt	186
Bischöfe und andere zum Thema „Zölibat"	186
Hinweis	190
XI. Vollversammlung der Internationalen UNA VOCE Föderation	191
UNA VOCE-Tagung 1992	192

Zu diesem Heft

Am Nachmittag des 5. Sonntags nach Ostern (während diese Zeilen niedergeschrieben werden) ziehen laut Radionachrichten „etwa 500 zumeist westfälsche Katholiken" durch die Bischofsstadt Münster, um gegen den Zölibat zu protestieren; ihr Motto lautet: „Laßt die Priester heiraten!" Ein Überblick über aktuelle Vorfälle und Entwicklungen im Zusammenhang mit der priesterlichen Ehelosigkeit findet sich ab S. 187.

Wenn Gläubige ob der Eheschließung ihres Pfarrers in Jubel ausbrechen, so ist dies nur eine Facette des angeschlagenen Kirchenbewußtseins. Konsequenter sind da noch jene Hunderttausende, die allein in Deutschland in einem Jahr der Kirche den Rücken gekehrt haben. In einer aufrüttelnden Bestandsaufnahme, die nichts beschönigt, legt unser erster Beitrag die Gründe dar, die zu dieser Entwicklung geführt haben.

Der Aufsatz über das Verhältnis von Nächstenliebe und Wahrheit weist an einem Beispiel auf, wie es zu der gefährlichen Preisgabe der (geoffenbarten) verbindlichen Wahrheit kommen konnte. Aus lauter „Nächstenliebe" biegt man selbst Jesu klare Worte über die Binde- und Lösegewalt so um, als ob jeder beliebige diese ausüben könne (s. S. 147ff.)!

So verschieden die Symptome auch sein mögen, sie laufen alle darauf hinaus, daß eine immer mehr verdiesseitigte Religionsform Einzug hält, aus der die übernatürliche Dimension mehr und mehr schwindet (S. 143ff.). Daher fragt sich mancher, warum er einem solchen Gebilde gegenüber noch die „Kirchentreue" bewahren soll – womit wir wieder bei der Thematik des ersten Beitrages angelangt wären.

R.K.

Berichtigung:
In dem Beitrag „Kritischer Streifzug durch ein Heft mit viel Inhalt" (Heft 6/1991, S. 365) ist uns ein Irrtum unterlaufen. Die Überschrift „Ein Heft mit viel Inhalt" betraf nicht, wie von uns angenommen, die Zeitschrift *Gottesdienst* selber, sondern eine andere Publikation, für die auf der Titelseite des Blattes geworben wurde. Von diesem Versehen wird allerdings der Inhalt unseres Beitrages in keiner Weise berührt.

A.S.

Die steigenden Kirchenaustritte – Gründe und Hintergründe

Von Georg May

Die Kirchenaustritte steigen. Im Jahre 1990 haben 143 530 katholische Christen ihren bürgerlichen Austritt aus der Kirche erklärt. Seit 1937, dem Jahr der heftigsten nationalsozialistischen Agitation gegen die katholische Kirche, haben nicht mehr so viele Katholiken ihrer Kirche den Rücken gekehrt wie 1990. Für 1991 werden noch höhere Zahlen erwartet. Mit Beflissenheit gehen die Verantwortlichen daran, diese Tatsache zu „erklären". Sie verweisen auf den „Zeitgeist", auf den Wohlstand, auf die Absicht, Steuern zu sparen, auf die der Kirche nicht günstige Atmosphäre in der Öffentlichkeit, vor allem in den Massenmedien. Nur eines sehen sie nicht und wollen sie nicht sehen: ihre Verantwortung, ihre Schuld an den Zuständen, die zahlreiche Katholiken veranlassen, mit ihrer Kirche zu brechen. Wir wollen ihnen helfen, die Gründe zu erkennen, weshalb sich die Kirchenaustritte mehren. Das scheint vor allem angesichts des Falles Drewermann notwendig. Denn es gibt zahlreiche Stimmen, die sich dahin vernehmen lassen: Wenn man Drewermann ungeschoren gelassen hätte, dann wären viele Christen ihrer Kirche treugeblieben. Was ist zu dieser Behauptung zu bemerken? Nun, als erstes: Sie kann stimmen. Es ist durchaus denkbar, daß es durch immer weiteres Nachgeben der kirchlichen Autoritäten in Fragen der Glaubenslehre, der Sittlichkeit und der Disziplin zunächst möglich wäre, eine begrenzte Zahl latent kirchenaustrittsgeneigter Katholiken äußerlich in der Kirche zu halten. Doch gibt es gegen diese Überlegung zwei entscheidende Einwände. Einmal muß auch für den gottvergessensten und opportunistischsten Kirchenmann der Punkt erreicht sein, wo er sich eingesteht: Wenn wir noch weiter gehen in der Toleranz, verspielen wir den letzten Rest des Anspruchs, uns Christen zu nennen. Sodann wird sich auch der innerlich abgefallene, aber aus irgendwelchen äußeren Gründen noch im Kirchensteuerverband Katholische Kirche verbliebene Katholik eines Tages die Frage stellen, weshalb er weiterhin (auch) mit seiner Steuer ein Unternehmen finanzieren soll, dessen Glaubensgrundlage er ablehnt und von dem er keinen sichtbaren Nutzen hat. Er wird also in einem späteren Zeitpunkt das nachholen, was er vorher versäumt hatte, nämlich sich durch Austritt von der Kirche zu trennen. Mit der weiteren Duldung horrender Mißstände und aggressiver

Kirchenfeindschaft innerhalb der Kirche würde lediglich ein Aufschub erreicht werden.

Wenn die Lage so ist, wie sie eben geschildert wurde, daß nämlich Millionen Katholiken in Deutschland in der Lehre nicht mehr mit der Kirche einiggehen, der sie nominell noch angehören, dann erkennt man, daß die Frage über die Bedeutung des Falles Drewermann für die Zunahme der Kirchenaustritte falsch gestellt ist. Wenn man sagt, das Vorgehen der kirchlichen Autorität gegen Drewermann sei der Anlaß für den Kirchenaustritt vieler, dann ist nicht zu fragen: Hätte die Unterlassung der Disziplinierung des theologischen Psychotherapeuten aus Paderborn die Kirchenaustritte weniger anschwellen lassen? Sondern dann ist zu fragen: Wie konnte es geschehen, daß katholische Gläubige wegen überfälliger Maßnahmen der kirchlichen Autorität gegen einen vom katholischen Glauben Abgefallenen die Kirche verlassen? Welcher ungeheuerliche Mentalitätswandel hat sich in den Kirchengliedern vollzogen, daß eine pure Selbstverständlichkeit mit einem derartigen Schritt beantwortet wird? Damit stoßen wir auf den Grund der Angelegenheit und auf die Verteilung von Verantwortung und Schuld. Denn damit zeigt sich: Der Fehler liegt nicht in der jetzigen Maßregelung Drewermanns, sondern in den Jahren, ja Jahrzehnten, die ihr vorausgingen. In dieser Zeit wurde das kirchliche Bewußtsein unzähliger Gläubiger verändert, nicht zuletzt durch eben den Drewermann, den man viel zu lange unbeanstandet seine Irrlehren und Tiraden verbreiten ließ. Der Fall Drewermann hätte vor zehn Jahren abgeschlossen werden müssen, und zwar endgültig abgeschlossen. Statt dessen löste eine halbe Maßnahme die andere ab. Die Bereinigung des Falles Drewermann kommt nun viele Jahre zu spät. Inzwischen sind seine verkehrten und verführerischen Aufstellungen bis ins letzte Dorf gedrungen und haben die Menschen mißtrauisch gegen die Kirche, ihre Autorität und ihre Lehre gemacht. Der Fall Drewermann hat insofern eine Zeichenfunktion. Er macht offenkundig, was die Verantwortlichen zu vertuschen bemüht sind: Der Glaube von Millionen Katholiken in Deutschland ist zusammengebrochen. Wer wegen der Disziplinarmaßnahmen gegen Drewermann aus der Kirche austritt, läßt erkennen, daß er nicht wegen des katholischen Glaubens in der Kirche war. Wer wegen der Maßregelung Drewermanns aus der Kirche austritt, gibt damit zu verstehen, daß er wie Drewermann sich vom Glauben der Kirche getrennt hat.

I. Die Selbstzerstörung der Kirche

Seit drei Jahrzehnten befindet sich unsere Kirche in einem gigantischen Prozeß der Selbstzerstörung. Die wesentlichen Faktoren und Elemente derselben seien kurz vorgestellt.

Die progressistischen und modernistischen Theologen

Die Hauptverantwortlichen für die Selbstzerstörung der Kirche sind die progressistischen und modernistischen Theologen. Seit Jahrzehnten zersetzen sogenannte katholische Theologen die Glaubens- und Sittenlehre. Seit Jahrzehnten unterwühlen sie Zucht und Ordnung in der Kirche. Seit Jahrzehnten erzeugen Theologen Mißmut und Unzufriedenheit gegen die Kirche. Seit Jahrzehnten machen sie Stimmung gegen den Apostolischen Stuhl. Die Stimme des Glaubens und der gesunden Theologie ist für die große Menge der Gläubigen kaum noch vernehmbar; sie verfügen nicht über die Gelegenheiten und die Mittel, in der echten Lehre unterrichtet und gefestigt zu werden. Was auf sie pausenlos einströmt, das ist die verbogene Auffassung der Falschlehrer, das sind die verwirrten und verwirrenden Ansichten von Leuten, die längst den Glaubenssinnn verloren haben. Die Folgen dieser Zustände zeigen sich jetzt. Man kann nicht eine außer Rand und Band geratene Theologenclique jahrzehntelang das Unterste zuoberst kehren lassen und gleichzeitig annehmen, die solchermaßen bearbeiteten Gläubigen würden bei der Lehre und der Ordnung der Kirche verharren. Seit Jahrzehnten sehen die Bischöfe im wesentlichen tatenlos zu, wie die Fundamente der Kirche von den eigenen Bediensteten unterwühlt werden. Unter dem Decknamen des Pluralismus haben die von ihnen gehätschelten Theologen die Spaltung des Glaubens in der Kirche etabliert. Drewermann ist lediglich die Spitze eines Eisberges. Es gibt Dutzende, ja Hunderte von Theologen in Deutschland, die mehr oder weniger die Positionen teilen, die Drewermann vertritt. Vor vielen Jahren hat Hans Milch die Notwendigkeit erkannt, daß „ein Hagel von Exkommunikationen" über eine vom guten Geist verlassene Theologenschaft niedergehen müsse, und er hat recht gesehen. Dieser Hagel ging nicht über sie nieder. Statt dessen wurden immer neue Gespräche von Bischöfen und Theologen anberaumt, bei denen nichts herauskam außer Polemik gegen den neuen gemeinsamen Gegner, die sogenannten Fundamentalisten, d. h. Personen, die den katholischen Glauben noch ernstnehmen.

Der Angriff gegen die kirchliche Autorität

Seit Jahrzehnten wird in Deutschland völlig hemmungslos auf die kirchliche Autorität eingedroschen. Seit Jahrzehnten gibt es keine unbequeme Äußerung kirchlicher Amtsträger mehr, der nicht von Theologen, Klerikern oder Laien vehement widersprochen wird. Seit Jahrzehnten wird der Papst, der Stellvertreter Christi, von Theologen begeifert und herabgesetzt, werden seine Lehren und Weisungen zerrupft und verfemt. In Deutschland ist es soweit gekommen, daß eine unpopuläre Lehre nicht mehr unwidersprochen vertreten, eine anstrengende Maßnahme nicht mehr durchgesetzt werden kann. Die deutschen Bischöfe haben diesem Treiben im wesentlichen ohne energisches Eingreifen zugesehen. Sie haben damit ihre eigene Position unterhöhlt. Sie haben die Richtigkeit des Satzes übersehen: „Wenn aber die Autorität an einem Punkte ins Wanken gerät, so läßt sie sich an keinem mehr behaupten" (Albert Hauck).

Der Zerfall des Glaubens

Seit Jahrzehnten wird die Absolutheit, die absolute Wahrheit des katholischen Glaubens in Deutschland nicht mehr verkündigt, erhebt man vielmehr den Relativismus, d. h. die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, auf den Thron. Seit Jahrzehnten wird die Reinheit des katholischen Glaubens in Deutschland vernachlässigt, beinahe als eine überflüssige Sache behandelt. Seit Jahrzehnten wird dieser Glaube von Theologen, Priestern und anderen kirchlichen Bediensteten in Deutschland mit Absicht, Hartnäckigkeit und Zähigkeit angefochten und untergraben. Seit Jahrzehnten geschieht das alles ohne nennenswertes Eingreifen der großen Mehrheit der Oberhirten. Seit Jahrzehnten erfüllen die meisten Bischöfe ihre Pflicht als Lehrer und Hüter des Glaubens mehr schlecht als recht. Die Gläubigen erleben in der Regel keine sieghafte Verkündigung der absoluten Wahrheit des katholischen Glaubens, sondern ein munteres Geplauder ohne Saft und Kraft. Wieviel dunkles Gerede ist in dieser Zeit dem Mund und der Feder von Bischöfen entflossen! Wie wenig präzise und detailliert wurde von ihnen gesprochen und geschrieben! Wie viele notwendig zu sagende Wahrheiten sind in den letzten Jahren ungesagt geblieben! Wenn einer deutlich redete und entsprechende Reaktionen erfuhr, ließen ihn die anderen im Regen stehen, statt ihm Solidarität zu bezeigen. Die Folgen dieses bedauernswerten Versagens sind offenkundig. Die Massen sind entkirchlicht und entchristlicht; sie haben keinen Glauben mehr, weder

an den dreifaltigen Gott noch an Jesus Christus und schon gar nicht an die Kirche.

Die Protestantisierung der Kirche

Seit Jahrzehnten wird unsere Kirche systematisch und vorsätzlich geschwächt durch den ökumenischen Betrieb. Seit Jahrzehnten wird der Protestantismus, eine offenkundige Häresie und der unerbittliche Feind der katholischen Kirche, als harmloser Freund hingestellt, ja als „Schwesterkirche" ausgegeben. Seit Jahrzehnten strömen protestantische, und das heißt: irrige, glaubensgefährdende Ansichten völlig ungehemmt und unbehindert auf die katholischen Gläubigen ein. Vom Protestantismus hat man sich den Feminismus aufschwätzen lassen und in der Kirche etabliert, mit dem die katholischen Frauen aufgehetzt werden. Seit Jahrzehnten werden die Gläubigen in Deutschland zu einem falschen Begriff des Gewissens erzogen, der vom Protestantismus bezogen ist. Seit Jahrzehnten hat man mit bodenloser Leichtfertigkeit den Abfall zahlreicher Gläubiger zum Protestantismus ohne Gegenwehr hingenommen oder sogar begünstigt. Man hat die katholischen Christen in die protestantischen Bibelstunden geschickt, obwohl bekannt ist, daß der Protestantismus die Bibel zu einem Kampfbuch gegen die katholische Kirche macht. Seit Jahrzehnten wird von den Protestantisierern ein zentralistischer Popanz aufgebaut und darauf eingedroschen, weil sie der richtigen Meinung sind, daß die Protestantisierung der „Ortskirchen" mühelos zu bewerkstelligen ist, wenn der Papst dort nichts mehr zu sagen hat. Die Wirkung von all dem ist offenkundig; es gibt in Deutschland nur noch wenige echte Katholiken. Die große Masse der katholischen Christen ist protestantisch imprägniert. Man kann eben nicht in der katholischen Kirche protestantische Vorstellungen und Zustände einführen und gleichzeitig erwarten, die Menschen würden sich weiterhin katholisch verhalten. Viele, welche die katholische Kirche verlassen, wenden sich dem Protestantismus zu. Der Zusammenbruch in unserer Kirche war stets Gelegenheit für den Protestantismus, seine Netze auszuwerfen.

Der Zerfall der Ordnung

Seit Jahrzehnten ist die Disziplin in der Kirche zusammengebrochen, ist der Zerfall der Ordnung in der Kirche zu konstatieren. Recht und Gesetz gelten nichts mehr, werden höchstens dann herangezogen, wenn

sich Widerstand von Altgläubigen gegen die Selbstzerstörung der Kirche bemerkbar macht. Seit Jahrzehnten wird der Boden der Kirche systematisch unterwühlt. Theologische Agitatoren ziehen umher und hetzen die Gläubigen gegen die kirchliche Disziplin auf. Seit Jahrzehnten funktionieren Befehl und Gehorsam nicht mehr in unserer Kirche. Befehle ergehen fast nur noch an jene, deren Bereitschaft zum Gehorsam bekannt ist. Aufsicht und Kontrolle, die für jeden Menschen notwendig, in einer mit göttlichen Gütern ausgestatteten religiösen Gemeinschaft schlechthin unentbehrlich sind, funktionieren seit 30 Jahren in unserer Kirche nicht mehr. Seit Jahrzehnten haben die Verantwortlichen tatenlos zugesehen, wie durch Tun oder Unterlassen die Bande, welche den einzelnen mit der Kirche verknüpfen, gelockert oder gelöst wurden. Statt Ordnung zu schaffen, rufen manche Bischöfe nach mehr Demokratie in der Kirche und verraten damit ihre Unfähigkeit zu führen. Den Zerfall der Ordnung in der Kirche durch Demokratisierung heilen zu wollen, ist dasselbe wie den Teufel durch Beelzebub auszutreiben suchen. Denn es ist richtig gesagt worden: „Demokratie ist die Verneinung der Disziplin" (Renan).

Die Uneinigkeit im Innern

Seit Jahrzehnten ist die Kirche keine Einheit mehr und vermag nicht mehr mit einer Zunge zu sprechen. Da ist einmal der Gegensatz zwischen den Protestantisierern und den rechtgläubigen Katholiken. Die einen sind damit beschäftigt, die Kirche immer mehr ihres katholischen Wesens zu entkleiden, und das ist die große Masse der Theologen. Die anderen sind bemüht, das Wesen der Kirche zu erhalten, und das ist eine weitgehend mundtot gemachte und diffamierte Minderheit von Theologen. Da ist zum anderen der Gegensatz zwischen Papst und Bischöfen. Der Heilige Vater ist mit äußerster Anstrengung bemüht, der Glaubens- und Sittenlehre der Kirche überall Anerkennung zu verschaffen. Viele Bischöfe teilen nicht nur seine Mühe nicht, sondern arbeiten ihr entgegen. Da ist drittens der Gegensatz zwischen Bischöfen, die an den Werten und Einrichtungen der Kirche festhalten wollen, und jenen, die sie innerlich längst abgeschrieben haben und dementsprechend durch Tun oder Unterlassen weiter schwächen. Daß unter diesen Umständen die Gläubigen verwirrt sind, daß sie nicht mehr wissen, wo die Wahrheit und das Recht sind, daß sie sich auf die Seite jener schlagen, die das bequeme Evangelium des Modernismus verkündigen, und daß sie schließlich den letzten Schritt tun und die in sich zerrissene Kirche verlassen, nimmt nicht wunder.

Die Spaltung in der Hierarchie und in der Theologenschaft setzt sich fort im katholischen Volk. Es gibt keinen katholischen Block mehr, der in der Gesellschaft und im Staat etwas zu bewirken möchte. Man beklagt heute die Entchristlichung des öffentlichen Lebens in der Bundesrepublik Deutschland. Daran sind die Bischöfe, Theologen und Laien, die seit Jahrzehnten nicht mehr die Lehre der Kirche eindeutig und geschlossen verkündigen, zu ihrem Teil schuld. Die Kirche hat sich, innerlich gelähmt, wie sie seit ca. 30 Jahren ist, immer weniger imstande gezeigt, die Zustände zu beeinflussen. Die Uneinigkeit in der Kirche ermuntert ihre Feinde, die eine Position gegen die andere auszuspielen.

Der verheerende Einfluß der Massenmedien

Die Lage in den Massenmedien – Presse, Rundfunk, Fernsehen, Film – ist katastrophal. Seit Jahrzehnten sitzen in den meisten Redaktionen der Kirchensendungen von Rundfunk und Fernsehen Personen, deren Hauptziel es zu sein scheint, die Kirche schlecht zu machen und auf die Bahn des Protestantismus zu führen. Welcher deutsche Bischof hat jemals etwas Energisches unternommen, um diesem Zustand ein Ende zu bereiten? Und wenn einmal einer die unhaltbaren Verhältnisse anprangerte: In welchem Bundesland waren sich die Bischöfe einig, um hier Remedur zu schaffen? Wie oft haben andere Bischöfe einen Kollegen, der mutig gegen die zerstörerischen Tendenzen im Rundfunk und Fernsehen aufstand, im Stich gelassen und feige geschwiegen, statt sich an seine Seite zu stellen!

Seit Jahrzehnten geht von Verlagen, die als katholisch gelten, eine Woge von Gift und Schmutz über die Kirche nieder. Der Schaden, den zahlreiche Publikationen dieser Verlage angerichtet haben, kann überhaupt nicht überschätzt werden. Was haben die Bischöfe unternommen, um diesen Zuständen zu steuern? Seit Jahrzehnten erfüllen die meisten Kirchenzeitungen die Aufgabe, die Leser in ihrer kirchlichen Haltung zu festigen und zum christlichen Zeugnis zu ertüchtigen, mehr schlecht als recht. Im günstigen Falle bringen sie Richtiges und Falsches in bunter Folge vermischt, im ungünstigen Falle arbeiten sie an der Bewußtseinsänderung ihrer Leser hin zu heterodoxen Vorstellungen. Was haben die Bischöfe getan, um hier einen Wandel herbeizuführen? Haben sie vergessen, was ein führender Bolschewik einst geschrieben hat: „Mit dem Monopol über die Presse kann man jedes Volk und jedes Land umkrempeln" (Maxim Litwinow)?

Die oppositionellen Gruppen in der Kirche

Seit Jahrzehnten wirken in der Kirche Männer und Frauen, die kein anderes Ziel kennen, als diese Kirche in eine weitere protestantische Denomination zu verwandeln. Sie stehen untereinander in Verbindung und spielen sich gegenseitig die Bälle zu. In vielen Diözesen haben sich oppositionelle Gruppen von Klerikern und Laien gebildet, die auf eine Reduzierung des katholischen Glaubens, einen Abbau der kirchlichen Moral, eine Nivellierung der Kirchenverfassung und eine Mißachtung des kirchlichen Rechtes hinarbeiten. Sie geben teilweise miese Blättchen heraus, in denen systematisch Treue zur Kirche und Freude an der Kirche untergraben werden. Es sei nichts gegen Kritik an Fehlern und Mängeln kirchlicher Personen gesagt, wenn sie von den richtigen Maßstäben ausgeht; diese Maßstäbe können nur Lehre und Ordnung der Kirche sein, wie sie vom Lehr- und Hirtenamt vorgelegt werden. Wer aber Kritik von der Warte des Protestantismus übt, der reiht sich in die Front der Zerstörer ein. Was haben die Bischöfe unternommen, um dieses sinistre Tun zu unterbinden?

Der Zusammenbruch der Priesterschaft

Seit Jahrzehnten wird das Priestertum der Kirche herabgezogen, werden seine göttliche Stiftung und seine hohe Würde bestritten. Seit Jahrzehnten nähert man das Priestertum der Kirche dem protestantischen Predigerdienst an, zwingt man die Priester, mit nichtkatholischen Religionsdienern in gemeinsamen Gottesdiensten aufzutreten. Seit Jahrzehnten werden die Priester verdächtigt, verunglimpft und herabgesetzt. Sogenannte katholische Verlage bringen Bücher heraus, in denen verirrte oder ein Doppelleben führende Kleriker ihre Mitbrüder schlechtmachen und verleumden. Welche Bischöfe sind gegen diese schändlichen Vorgänge aufgestanden und haben sich vor ihre Priester gestellt?

Seit Jahrzehnten wird den Priestern der Halt entzogen, und zwar auch durch innerkirchliche Maßnahmen. Das verderbliche Rätesystem entmündigt die Priester, schafft ihnen Ärger und raubt ihnen die Zeit. Die Regeln für ein priesterliches Leben werden nicht mehr eingeschärft und bleiben weithin unbeachtet. Die regelmäßige, häufige Beicht unterbleibt. Die geistliche Kleidung wird abgelegt. Exerzitien, geistliche Übungen, die diesen Namen verdienen, in denen eine wahre Regeneration der priesterlichen Persönlichkeit erfolgen kann, sind selten geworden. Oberflächliches

Gerede mit Anleihen aus einer gottvergessenen Theologie vermag den ausgedörrten Priestern nicht den Dienst zu leisten, dessen sie so notwendig bedürfen. Es ist kein Wunder, daß seit Jahrzehnten Tausende und Abertausende von Priestern geistlich und glaubensmäßig zusammengebrochen sind. Jeder einzelne Zusammenbruch eines Priesters aber affiziert zahlreiche Gläubige. Viele ziehen aus der Flucht von Priestern aus unserem Abendmahlsaal die Folgerung, daß es mit einer Kirche nichts (mehr) auf sich haben könne, deren führende Glieder ihr Amt (und nicht ganz selten auch ihre Kirche) verlassen. So werden sie gleichgültig gegen die heilige Religion, und eines Tages fallen sie ab. Auch hier bewährt sich das Wort: Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen.

Die Verschandelung des Gottesdienstes

Der vorkonziliare Gottesdienst war für die Katholiken, aber auch für zahlreiche Nichtkatholiken, ja Ungläubige eine Quelle der Erbauung und der Erhebung. Hier wurden sie ergriffen und bewegt. Vor dem vorkonziliaren Gottesdienst hatten auch zahllose Randkatholiken Respekt, weil sie spürten, daß hier der Himmel die Erde berührte. Wer den Menschen kennt, weiß, daß Neigung und Gefühl tiefer und dauerhafter Menschen mit einer Einrichtung verbinden können als Verstand und Wille. Das eben trifft auf die Liturgie der Kirche zu. Ihre Erhabenheit und Feierlichkeit, ihr Ernst und ihre Würde haben Menschen beeindruckt und bei der Kirche gehalten, auf die starke Kräfte eindrangen, um sie von der Kirche zu lösen. Sie waren aber von Kindheit an verwurzelt in dem Gottesdienst der Kirche, dieser war ihr Mutterboden, von dem sie sich nicht losreißen ließen. Jetzt kam die Umwälzung in der Liturgie. Die Messe wurde verändert, die Stellung des zelebrierenden Priesters wurde umgekehrt, Experimente und Spielereien fanden ihren Platz im größten Heiligtum der Kirche, Herr Krause und Frau Müller etablierten sich als Kommunionausteiler, fesche Nixen und kesse Bienen betätigten sich als Altardiener. Zunächst mit Erstaunen und Verwunderung, bald aber mit Befremden und schließlich mit Entsetzen sahen zahllose Gläubige, wie das zerstört wurde, was ihnen Halt und Freude gewesen war. Es kann überhaupt keinen Zweifel geben an der tausendfach bezeugten Tatsache: Mit der unseligen Liturgiereform hat man unzähligen Menschen ihre geistliche Heimat genommen, hat man sie heimatlos gemacht. Was sie letztlich und ernstlich (noch) mit der Kirche verbunden hatte, ist entfallen. Niemand braucht sich zu wundern, daß sie eine Kirche enttäuscht oder

verbittert verlassen, die so mit ihren Schätzen umgeht, wie es in der Konzilskirche der Fall ist.

Das Versagen der Bischöfe

Für alle die erwähnten Erscheinungen sind die Bischöfe an erster Stelle verantwortlich. Sie sind die Hirten der Kirche, und sie hätten die Aufgabe gehabt, gegen Zerfall und Zersetzung kraftvoll Stellung zu beziehen. Die Gläubigen haben dies von ihnen erwartet, haben sie unterrichtet, gebeten und bestürmt, aber ihr Bemühen war fast immer vergeblich. So sind in den letzten Jahrzehnten zahllose Katholiken an ihren Hirten irre geworden. Sie hatten in ihnen Hüter des Glaubens und Wächter der Ordnung gesehen. Jetzt mußten sie erkennen, daß die meisten weder das eine noch das andere waren, daß sie vielmehr dem Zeitgeist zu Willen waren und zu Vollstreckern von Trends wurden. Fast die Gesamtheit der Bischöfe hat den beklagten Erscheinungen im wesentlichen tatenlos zugesehen und nichts Ernsthaftes dagegen unternommen. Sie haben offensichtlich das Wort vergessen: „Wir sind nicht nur verantwortlich für das, was wir tun, sondern auch für das, was wir nicht tun" (Molière).

Das schwache und schwächliche Verhalten der Bischöfe, ihr Zusehen und ihr Wegsehen haben die oppositionellen Kräfte in der Kirche ermuntert und zu immer größeren Exzessen eingeladen. Am Anfang der Französischen Revolution sprach ein prophetischer Mann das Wort: „Die oft der Schwäche nahekommende Milde ist es, die stets die Aufstände und Rebellionen dreist und keck macht" (Maury). Dieses Wort hat sich in der nachkonziliaren Kirche erfüllt. Die allermeisten Bischöfe wagten es nicht, sich den verderblichen Trends rechtzeitig und mit gehöriger Energie entgegenzustemmen. Zu viele von ihnen scheinen sich das Wort des sozialdemokratischen Politikers Otto Wels zu eigen gemacht zu haben: „Es ist besser, mit der Masse zu irren, als gegen die Masse recht zu behalten." Die Bischöfe wollten ihre Popularität nicht verlieren. Es ist ja die Eigenart schwacher Männer, daß es ihnen vor allem darauf ankommt, beliebt zu sein. Aber die Rechnung, daß populär ist, wer sich den Moden und Stimmungen anpaßt, geht auf die Dauer nicht auf. So ist es auch den Bischöfen widerfahren. Am Ende der Entwicklung sind sie dem Verdikt der oppositionellen Kreise dennoch nicht entgangen. Es ist fast so, als ob sich an ihnen das Urteil erfüllte, das Peter Berglar über Papst Hadrian VI. fällt: „Sein fester Vorsatz, niemandes Feind und jedermanns Freund zu sein, ließ ihn zu jedermanns Feind und niemandes Freund werden."

Die Bischöfe haben den Kampf gescheut, und deswegen ist es dahin gekommen, daß ihr Einfluß auf die Entwicklung in der Kirche von Tag zu Tag gesunken ist. „Jede Elite, die nicht bereit ist, durch Kampf ihre Position zu verteidigen, befindet sich in voller Dekadenz" (Vilfredo Pareto). Die deutschen Bischöfe haben in Königstein und Würzburg die katholische Sexualmoral verbogen und die Seelsorger zu dieser Verbiegung verleitet. Es hat ihnen nichts genützt; ihre Verfehlung gegen Gottes Gebot hat sie eingeholt. Trotz der bequemen falschen Lehren von Königstein und Würzburg verlassen Hunderttausende die einzige Arche des Heils. Die Menschen halten nichts von einer Kirche, in der es zweierlei Sittlichkeit gibt, eine seit 2000 Jahren gelehrte für die Gehorsamen und eine von Böckle und Genossen vorgetragene und von den Bischöfen aufgenommene für die Ungehorsamen. Die Bischöfe haben sich verrechnet. Sie haben es den Menschen bequem und leicht machen wollen, und sie sind dabei über die Grenze des Zulässigen hinausgegangen. Aber damit haben sie die Menschen nicht zufriedengestellt, sondern nur neue Begehrlichkeiten geweckt. Sie hätten sich rechtzeitig an das Wort Bismarcks erinnern sollen: „Der Liberalismus führt immer weiter als seine Träger wollen."

Die Bischöfe haben die Schätze der Kirche fortwährend verbilligt und dadurch entwertet. Sie hätten wissen müssen, daß das Volk ein gutes Gespür für Werte besitzt. Es drückt dies in dem Satz aus: „Was nichts kostet, ist nichts wert." Die Bischöfe haben das Wort des heiligen Pfarrers von Ars vergessen: „Seelenretten muß etwas kosten." Manche Bischöfe haben versucht, die rechte Lehre darzulegen, ohne aber der falschen das Existenzrecht zu bestreiten. Damit haben sie einen fundamentalen Fehler gemacht: „Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb" (Robert Schumann).

Die Rolle des Heiligen Stuhls

Der Heilige Stuhl ist nicht unschuldig an den heutigen Zuständen in unserer Kirche, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal war seine Auswahl der Männer, die auf Bischofsstühle gesetzt werden sollten, häufig falsch. Man hat weithin Personen ausgewählt, die dem amtlichen Progressismus zu Willen waren. Damit hat man einen entscheidenden Fehler gemacht. Denn wer lediglich geschmeidig und anpassungsfähig ist, dem fehlen Charakterstärke und Willenskraft, Mut und Tapferkeit in gleicher Weise. „Nie darf eine Personalpolitik dem weichen, biegsamen, gefügigen Mann den Vorzug vor der sachlich richtigen Persönlichkeit geben" (Balck). Es

war auch falsch, so viele Theologieprofessoren zu Bischöfen zu machen. Das Wesen des Professors ist der (methodische) Zweifel, das Wesen des Hirten ist die Entscheidung. Selten gehen in einer Persönlichkeit theoretische und praktische Begabung zusammen. Ein Gelehrter tauge nichts im praktischen Leben, schrieb einst der Freiherr vom Stein an Wilhelm von Humboldt. Dieses Urteil hat bis heute nichts von seiner Berechtigung verloren. Sodann hat der Heilige Stuhl dem verderblichen Wirken so mancher Bischöfe zugeschaut, ohne sie abzusetzen, wie sie es verdient hätten. Ich erinnere etwa an Männer wie Weakland in Milwaukee und Hurley in Durban und verzichte auf näherliegende Beispiele. In den Jahren und Jahrzehnten, in denen diese Personen die Bischofsstühle besetzt hielten, ist der Kirche unermeßlicher Schaden zugefügt worden. Man war schonend gegen Menschen, aber gleichgültig gegen Gott den Herrn. Man hat die Hochgestellten gewähren lassen, aber ihre Anvertrauten vergessen. Was einmal versäumt worden ist, kann nie mehr eingeholt werden. Die Menschen, die in dieser Zeit verlorengingen, bringt keine Anstrengung mehr zurück. Wiederum hat sich ein Wort erfüllt, nämlich jenes: „Immer richten Halbheiten und Unehrlichkeiten in der Politik und im Leben mehr Schaden an als die energischen und scharfen Entschlüsse" (Stefan Zweig).

II. Die Quittung

Ich habe die Entwicklung in der Kirche, die von der Zerstörung des Glaubens und der Ordnung zu dem Massenabfall führt, vorausgesehen und vorausgesagt. Ich bin über das Eintreffen meiner Voraussicht und meiner Voraussagen alles andere als glücklich; ich bin vielmehr betroffen und schmerzlich bewegt, denn jemand, der seine Mutter liebt, kann nur mit Trauer erfüllt werden, wenn er sieht, wie ihre Kinder sich von ihr abwenden. Ich erinnere nur deswegen daran, damit die Verantwortlichen nicht sagen können, diese Entwicklung habe man nicht voraussehen können; sie ist vorausgesehen und vorhergesagt worden, nur hat man jene, die warnend darauf hingewiesen haben, wohin sich die Kirche bewegt, die Ungnade und den Unwillen fühlen lassen. Jetzt kommt die Quittung. Was ist damit gemeint? Die Quittung (der Empfangsschein) ist das schriftliche Bekenntnis über den Empfang einer geschuldeten Leistung. Die Quittung für die Selbstzerstörung der Kirche in den letzten 30 Jahren will besagen: Jetzt bescheinigen die Menschen der Kirche, was ihnen seit 30 Jahren angetan worden ist bzw. was seit 30 Jahren an ihnen versäumt worden ist; die Bescheinigung besteht darin, daß sie sich von ihr trennen. Jetzt zeigen

die Menschen, was sie von den „Reformen" und dem „Aufbruch" halten, die seit 30 Jahren in unserer Kriche vor sich gehen; ihre Kirchenaustritte bezeugen den inneren Zusammenbruch der nachkonziliaren Kirche. Jetzt bekunden die Menschen, wie sie über das Wirken von Bischöfen und Theologen denken, die sich seit 30 Jahren gegenseitig beweihräuchern; sie halten nichts davon. Die Kirchenaustritte sind die schriftliche Bestätigung für das, was Bischöfe und Theologen seit dreißig Jahren in unserer Kirche angerichtet haben.

Für die Hirten der Kirche

Jetzt kommt die Quittung für das Konzil und alles, was mit ihm zusammenhängt. Jetzt kommt die Quittung für das Durcheinanderreden der Konzilsväter. Jetzt kommt die Quittung für die künstliche Euphorie der konziliaren Progressisten. Jetzt kommt die Quittung für die Hybris, mit der man die Weisheit der Jahrhunderte über Bord geworfen hat. Jetzt kommt die Quittung für das Angehen des Kölner Erzbischofs Frings gegen die oberste Behörde zum Schutz des Glaubens in der Kirche. Jetzt kommt die Quittung für den auf dem Konzil begonnenen Abbau so vieler Einrichtungen, die für die Erhaltung von Glauben und Verkündigung unentbehrlich sind. Jetzt kommt die Quittung für das „Aggiornamento", für den „Auszug aus dem Ghetto" und für das „Öffnen der Fenster", wie die Phrasen für den Beginn der Selbstzerstörung heißen. Jetzt kommt die Quittung für den vermessenen Heilsoptimismus, der sich seit dem Konzil in der Kirche ausgebreitet hat. Jetzt kommt die Quittung für das Aufgeben der heilsamen Gottesfurcht, das eben damals seinen Anfang genommen hat. Jetzt kommt die Quittung dafür, daß man Küng und Konsorten zu Konzilstheologen berufen hat.

Jetzt kommt die Quittung für die Flucht vor der Wirklichkeit, welche die allermeisten Verantwortlichen seit Jahrzehnten betrieben haben. Jetzt kommt die Quittung für all die Blindheit und Verblendung, mit der man die Zeichen der Zeit und die Mahnungen und Warnungen besorgter Christen in den Wind geschlagen hat. Jetzt kommt die Quittung für die Verteufelung der „Unheilspropheten", d. h. jener Männer, die das heraufziehende Desaster vorausgesehen haben. Jetzt kommt die Quittung für den Tribut an den Zeitgeist, den so viele hohe Kirchenmänner entrichtet haben. Jetzt kommt die Quittung für die Preisgabe der Tradition. Jetzt kommt die Quittung für die fehlende Führung des Volkes durch seine Hirten. Jetzt kommt die Quittung dafür, daß seit Jahrzehnten Kirchenpolitik

und Managertum als Hirtenschaft ausgegeben wurde. Jetzt kommt die Quittung für den Leerlauf der Sitzungen und Tagungen. Jetzt kommt die Quittung für das Angehen gegen die Lehre und Ordnung der Kirche auf den verschiedenen Bischofssynoden. Jetzt kommt die Quittung für die Feigheit und Unentschlossenheit von Bischöfen und Bischofskonferenzen. Jetzt kommt die Quittung für das Lavieren und Taktieren, das Ausweichen und Umbiegen von Bischöfen und Bischofskonferenzen. Jetzt kommt die Quittung für die Kapitulation des Lehramtes vor der Pseudotheologie der Modernisten. Jetzt kommt die Quittung für die Königsteiner Erklärung. Jetzt kommt die Quittung für den Widerstand deutscher Bischöfe und Theologen gegen die (längst zum Dogma gewordene) verbindliche Sexualmoral der Kirche. Jetzt kommt die Quittung für die unselige Würzburger Synode mit ihren unkatholischen Aufstellungen. Jetzt kommt die Quittung für den permissiven Kurs des Münchener Erzbischofs Döpfner und vieler seiner Kollegen. Jetzt kommt die Quittung für die jahrzehntelange Vernachlässigung der Disziplin. Jetzt kommt die Quittung für die skandalösen Katholikentage, die eine Heerschau des Katholizismus sein sollten, die aber ein Jahrmarkt der Meinungen sind. Jetzt erhält aber auch der Heilige Stuhl die Quittung dafür, daß er seit Jahrzehnten fast nur Bischöfe ernannt hat, die dem amtlichen Progressismus zugetan und gleichzeitig geneigt sind, den wilden Progressismus mitzumachen oder zu dulden.

Für die Theologenschaft

Jetzt kommt die Quittung dafür, daß seit Jahrzehnten der katholische Glaube nicht mehr als die absolute Wahrheit gelehrt wird. Jetzt kommt die Quittung für den Abbau des Glaubens. Jetzt kommt die Quittung dafür, daß die modernistischen Exegeten die heiligen Evangelien in Propagandamärchen verwandelt haben. Jetzt kommt die Quittung für die Zerstörung der gesunden Theologie durch die Modernisten und Progressisten. Jetzt kommt die Quittung für das Gewährenlassen niederreißender Theologen durch die Bischöfe. Jetzt kommt die Quittung für die Thesen der Rahner und Schillebeeckx, der Kasper und Lehmann, der Fries und Häring. Jetzt kommt die Quittung für die feindseligen Bücher der sogenannten katholischen Verlage. Jetzt kommt die Quittung für den zersetzenden Pluralismus. Jetzt kommt die Quittung für die Kölner Erklärung, für die Tübinger Erklärung und wie alle die unseligen Erklärungen lauten. Jetzt kommt die Quittung für den Zusammenbruch der katholischen Mo-

raltheologie. Jetzt kommt die Quittung für das mangelnde Ernstnehmen von Versuchung und Sünde.

Für das Priestertum

Jetzt kommt die Quittung für die Herabwürdigung des katholischen Priestertums. Jetzt kommt die Quittung für die Vernachlässigung der Seelsorge an den Seelsorgern. Jetzt kommt die Quittung für die Zerstörung des Würdebewußtseins der Priester. Jetzt kommt die Quittung für den Zusammenbruch der Disziplin im Klerus. Jetzt kommt die Quittung für 30 Jahre ungehemmter Agitation gegen das Gesetz priesterlicher Enthaltsamkeit. Jetzt kommt die Quittung für die unzähligen Skandale von Priestern, die um einer Frau willen ihre Berufung verraten und ihre Gemeinden verlassen haben. Jetzt kommt die Quittung für die Massenlaisierungen der letzten Jahrzehnte. Jetzt kommt die Quittung für die religiöse Unterversorgung der Menschen durch Abziehen von Priestern an Druckposten. Jetzt kommt die Quittung für die Vernachlässigung der Seelsorge zugunsten von Sitzungen und Tagungen, Mätzchen und Spielereien. Jetzt kommt die Quittung für die häufige, fadenscheinig begründete Abwesenheit vieler Seelsorger von ihren Gemeinden. Jetzt kommt die Quittung für die Mißachtung der seelsorglichen Erfahrungen, welche die Kirche der Vorzeit der gegenwärtigen Generation vermacht hat. Jetzt kommt die Quittung dafür, daß man sich pastoralen Quacksalbern anvertraut hat, statt auf die gesunde Tradition zu hören. Jetzt kommt die Quittung für die Vernachlässigung der religiösen und sittlichen Erziehung der Jugend. Jetzt kommt die Quittung für das zugelassene oder geförderte Versäumnis aufbauender Arbeit der Vereine und Bünde. Jetzt kommt die Quittung für die Depravierung der Predigt durch Propaganda für den Protestantismus und Polemik gegen den Papst. Jetzt kommt die Quittung für drei Jahrzehnte unmöglicher Priesterbildung und Priestererziehung durch Leute, die dafür denkbar ungeeignet sind.

Für die sogenannte Liturgiereform

Jetzt kommt die Quittung für die sogenannte Liturgiereform. Jetzt kommt die Quittung für die Entheimatung zahlloser Gläubiger. Jetzt kommt die Quittung für die lächerlichen Pseudogottesdienste, mit denen seit Jahren Gottes heiliger Name gelästert wird. Jetzt kommt die Quittung für Tanz und Theater im Gottesdienst. Jetzt kommt die Quittung für die

Zerstörung zuerst der Ehrfurcht, dann des Glaubens. Jetzt kommt die Quittung für die gegen Ordnung und Recht im Ungehorsam ertrotzten Praktiken wie Handkommunion und Mädchenministration. Jetzt kommt die Quittung für die Abschaffung des Empfanges und der Spendung des Bußsakramentes.

Für den Ökumenismus

Jetzt kommt die Quittung für den unseligen, heillosen ökumenischen Betrieb. Jetzt kommt die Quittung für die seit 30 Jahren vor sich gehende Protestantisierung der Kirche. Jetzt kommt die Quittung für die Unterschlagung des katholischen Glaubenssatzes: Außerhalb der Kirche ist kein Heil. Jetzt kommt die Quittung für die praktische Abschaffung des (unentbehrlichen) Begriffes der Häresie. Jetzt kommt die Quittung für die Aufwertung des Protestantismus. Jetzt kommt die Quittung für die Übernahme protestantischer Vorstellungen, Einrichtungen und Maximen. Jetzt kommt die Quittung für die Auslieferung der Mischehenfamilien an den Protestantismus. Jetzt kommt die Quittung für die zahllosen Gemeinsamkeiten im Gottesdienst und außerhalb desselben. Jetzt kommt die Quittung für das vereinte Auftreten katholischer Bischöfe und protestantischer Religionsführer. Jetzt kommt die Quittung für den Religionsunterricht, der keine katholischen Konturen mehr hat. Jetzt kommt die Quittung dafür, daß man die katholischen Schüler in den protestantischen Religionsunterricht geschickt hat. Jetzt kommt die Quittung für die verderblichen Religionsbücher, welche die Bischöfe zugelassen haben. Jetzt kommt die Quittung für die interkonfessionellen Religionskurse, welche die Bischöfe eingeführt haben.

Schluß

Was sich seit Jahrzehnten in unserer Kirche vorbereitet hat, kommt jetzt zum Ausbruch: der Massenabfall. In unheimlicher Weise hat sich an unserer Kirche das Wort erfüllt: Wer das kleine Feuer nicht löscht, bekommt den großen Brand. Die Schuld dafür liegt in der Kirche, an oberster Stelle bei Bischöfen und Theologen. Nicht die Feindschaft von außen hat die Kirche bis zur Agonie verwundet, sondern das Versagen im Innern. „Man geht niemals durch etwas anderes zugrunde als durch sich selbst" (Friedrich Nietzsche). Seit Jahrzehnten hat man in der Kirche die Zügel schleifen lassen; das Unternehmen, sie an einer Stelle wieder

anzuziehen, zeitigt die vorausgesehene Wirkung. „Der Versuch, an Stelle der Herrschaft des Rechts das Belieben zu setzen, ist noch nie geglückt" (Albert Hauck). Wie wird es weitergehen? Es ist gar keine Frage, daß Lehre und Ordnung in der Kirche nur unter großen zahlenmäßigen Verlusten wiederhergestellt werden können. Aber wenn die Kirche bleiben will, was sie sein soll, darf man sie nicht fürchten. Lieber eine kleine Herde, bei der ihr Herr und Heiland ist, als eine große Masse, die dem Fürsten dieser Welt hörig ist. Es ist jetzt keine Frage mehr: Das Menetekel ist an der Wand erschienen. Es ist letzte Stunde.

Nächstenliebe ohne Wahrheit?

Von Heinz-Lothar Barth

In Theorie und Praxis unserer Tage setzt sich immer mehr die Meinung durch, die höchste Form der Nächstenliebe bestehe darin, den Mitmenschen uneingeschränkt tun zu lassen, was auch immer er wolle. Ohne den Satz des Herrn zu beachten: „Die Wahrheit wird euch frei machen" (*Joh* 8, 32) verkündet man lautstark die Parole: „Freiheit, Freiheit über alles!" Diese gefährliche Haltung macht selbst vor den Lehrstühlen angesehener Philosophie- und Theologieprofessoren nicht halt. Sogar solche Gelehrte sind gegen die grassierende Seuche nicht immun, denen man eine katholische Grundeinstellung nicht von vornherein absprechen möchte.

Prof. Nikolaus Lobkowicz, Rektor der Katholischen (!) Universität Eichstätt, hatte in seinem Buch *Was brachte uns das Konzil?* im Jahre 1986 noch klare Worte gegen gefährliche Tendenzen in der heutigen Kirche gefunden. Man lese nur einmal die Anmerkung auf S. 10: „Spricht man von den ‚Folgen des Konzils', vermag ich deshalb bislang fast ausschließlich Fragwürdiges oder Negatives zu erkennen... Ebenso wird man sagen dürfen, daß sich die meisten zugleich gebildeten und engagierten Laien in der Kirche vor dem Konzil wohler als nach dem Konzil gefühlt haben."[1] Dieser selbe Prof. Lobkowicz schreibt in der *Deutschen Tagespost*

[1] Freilich distanzierte sich Lobkowicz bereits zwei Jahre später weitgehend von seinen

vom 22.9.1990 innerhalb des – ansonsten erfreulichen – Beitrags „Sich von einem freundlichen Licht leiten lassen" im letzten Abschnitt, der die Überschrift trägt: „Bereit, dem Gewissen zu folgen": „Die Älteren unter uns haben noch gelernt, man müsse den Andersdenkenden lieben, seine falschen Überzeugungen dagegen dürfe man hassen. Diese Auffassung übersieht, daß die Überzeugungen des anderen, wenn sie nur ehrlich sind, ein integraler Teil seines Personseins sind."

Das, was Lobkowicz offensichtlich als veraltete Maxime ansieht, entspricht der ständigen Lehre der katholischen Kirche. Ihren klassischen Ausdruck fand sie in jener berühmten Mahnung des hl. Augustinus: „Hieran, Brüder, müßt ihr mit Beharrlichkeit und Sanftmut bei eurem Handeln und bei eurer Verkündigung festhalten: Liebt die Menschen, aber tötet die Irrtümer (*diligite homines, interficite errores*)!" (*Contra litteras Petiliani, PL* 43,259). Schon heidnische Denker kannten diesen ethischen Grundsatz, freilich ohne den spezifisch christlichen Aspekt der Liebe. So berichtete der jüngere Plinius über den griechischen Philosophen Euphrates, er „bekämpfe die Laster, nicht die Menschen, und wer irre, den schelte er nicht, sondern suche ihn zu bessern" (*ep.* 1,10,7). Wer die Richtigkeit eines solchen Verhaltens bestreitet, tritt für eine falsch verstandene Nächstenliebe ein, die auf Kosten der Wahrheit geht.

Wahre Nächstenliebe erfordert oft ein Nein

Der große katholische Philosoph Dietrich von Hildebrand hat in seinen lesenswerten Überlegungen zur Situation der nachkonziliren Kirche mit dem bezeichnenden Titel *Der verwüstete Weinberg* die Einstellung des modernen Menschen zur Bekämpfung des Irrtums mit scharfen Worten verurteilt (Regensburg [2] 1973). Im Kapitel „Die Verdiesseitigung" schreibt Hildebrand: „Im Moment, in dem wir das Wort des hl. Augustinus nicht mehr ernst nehmen: *Interficere errorem, diligere errantem* (sic! siehe aber oben, H-L.B.) („Töte den Irrtum – liebe den Irrenden"), haben wir das Verständnis für die wahre Nächstenliebe verloren ... Man versteht nicht mehr, daß die wahre Nächstenliebe ebenso oft ein Nein zu den Wünschen

Thesen, als er im Anschluß an einen Vortrag im Bonner Münstersaal am 6. Oktober 1988 auf sie angesprochen wurde. Seine Begründung lautete – ich würde es kaum glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte –: „Die Lage in der Kirche hat sich mittlerweile entgegen meiner damaligen Erwartung gebessert!" Sah er sich und sein Buch in eine ihm gefährlich erscheinende Nähe zu denjenigen Katholiken gerückt, die als „Traditionalisten" gettoisiert werden?

des Nächsten sprechen muß wie ein Ja ... Daß die wahre Nächstenliebe vor allem in dem Interesse für die Heiligung des Nächsten und sein ewiges Heil gipfelt, erwähnten wir schon." (S. 156 f.)

Ja, die Kirche hat stets sogar die moralische Verpflichtung des Gläubigen zur *correctio fraterna* („brüderliche Zurechtweisung") betont, wenn sich der Nächste in Fragen des Glaubens oder der Sittenlehre, in Theorie oder Praxis, auf einem Irrweg befindet und durch die Belehrung die Möglichkeit der Besserung gegeben ist. So ordnet schon die Hl. Schrift an: „Wenn einer sich zu einer Verfehlung hinreißen läßt, meine Brüder, so sollt ihr, die ihr vom Geist erfüllt seid, ihn im Geist der Sanftmut wieder auf den rechten Weg bringen; doch gib acht, daß du nicht selbst in Versuchung gerätst" (*Gal* 6,1). St. Augustinus bezeichnet ein solches Verhalten als unser aller Aufgabe: wenn man einen anderen zu bessern vernachlässige, dann sei man schlechter als der, der gesündigt habe (*Sermo* 82,4). Nicht ohne Grund wird die Belehrung der Unwissenden und die Ermahnung der Irrenden zu den sieben geistigen Werken der Barmherzigkeit gerechnet (St. Thomas, *Summa Theol.* II–II., q. 33 a 1, vgl. auch das vorzügliche *Kompendium der christlichen Lehre* des hl. Papstes Pius X., ins Deutsche übersetzt im Mediatrix-Verlag, Wien 1981, 261 f.).

Rückzug in den Subjektivismus

Wie kommt nun Professor Lobkowicz zu seiner vom Zeitgeist beeinflußten Aussage? Die Ursache für sein erstaunliches Urteil liegt in einem bedenklichen Wahrheitsbegriff, wie die Fortsetzung seiner Ausführungen erkennen läßt: „Es gibt eine tiefere Wahrheit als jene theoretische, die wir so gerne stolz vor uns hertragen und zu deren Verteidigung wir uns begeistert in das Gemetzel heftiger Diskussionen stürzen – nämlich die Wahrheit oder eigentlich Wahrhaftigkeit einer Person oder genauer: deren Bereitschaft, dem Gewissen zu folgen – jener Instanz, von der es in *Gaudium et Spes* heißt, man erkenne in ihr ‚in wunderbarer Weise jenes Gesetz, das in der Liebe zu Gott und dem Nächsten seine Erfüllung hat.' Die Pastoralkonstitution fügt hinzu, das irrende Gewissen verliere allein durch den Irrtum nicht seine Würde (*GS* 16)." Man muß die Worte zweimal lesen, um ihre ganze Tragweite für den katholischen Glauben zu erfassen: Über den Zwischenschritt der „Wahrhaftigkeit einer Person" wird hier die gesamte Frage nach der objektiven Wahrheit auf die rein subjektive Ebene einer Gewissensentscheidung verlagert! Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die prinzipielle Bindung der Gewissensinstanz an das Gebot

von Gottes- und Nächstenliebe erwähnt wird. Der letzte Satz verdirbt nämlich alles:

Lobkowicz zitiert hier unkorrekt aus Art. 16 der Konzilskonstitution *Gaudium et spes*. Jener Artikel enthält durchaus Formulierungen, die nicht unproblematisch sind, so wenn behauptet wird, daß „durch die Treue zum Gewissen die Christen mit den übrigen Menschen im Suchen nach der Wahrheit verbunden sind." Hier müßte unbedingt näher erläutert werden, was unter „Suche nach der Wahrheit" zu verstehen ist: Nach fester Lehre *besitzt* die katholische Kirche (und die ihr folgenden Gläubigen) in Schrift und Tradition diese Wahrheit, und zwar ungekürzt, und muß nicht etwa erst nach ihr suchen! Was aber *Gaudium et spes* 16 zum irrenden Gewissen sagt, ist in keiner Weise zu beanstanden – wenn man nur vollständig zitiert: „Nicht selten jedoch geschieht es, daß das Gewissen aus *unüberwindlicher* Unkenntnis (*ex ignorantia invincibili*) irrt, ohne daß es dadurch seine Würde verleirt. Das kann man aber nicht sagen, wenn der Mensch sich zuwenig darum bemüht, nach dem Wahren und Guten zu suchen, und das Gewissen durch Gewöhnung an die Sünde allmählich fast blind wird." Lobkowicz' letzter Satz wäre also folgendermaßen zu präzisieren: „Die Pastoralkonstitution fügt hinzu, das irrende Gewissen verliere allein durch den Irrtum nicht seine Würde, *sofern dieser Irrtum aus unüberwindlicher Unkenntnis entstanden ist.*„

Man wende nun nicht ein, dies sei lediglich ein spitzfindiger Streit um eine Formulierungsfrage. Vernachlässigt man nämlich die genannte notwendige Unterscheidung, so kann sich der Mensch für jedes beliebige Verhalten auf die Würde seines Gewissens berufen und Respektierung verlangen. Diesen heute – auch in katholischen Kreisen – weit verbreiteten Standpunkt hat vor noch nicht allzu langer Zeit Prof. Anton Ziegenaus in seinem beachtenswerten Aufsatz „Das Gewissen vor dem Anspruch des Lehramtes" in folgenden Worten vorgestellt und mit dem richtigen Argument zurückgewiesen: „Wer die Diskussion über einige der ‚heißen Eisen' in der gegenwärtigen Pastoral kennt, etwa das Thema der Zulassung der wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten oder der Beichte oder der Interkommunion, weiß, daß nach einem längeren, ergebnislosen Austausch der Argumente ein subjektivistischer Rückzug drohen kann, nach dem Motto: ‚Ich kann das vor meinem Gewissen aber verantworten.' Ein differenziertes Denken wird gegen einen solchen subjektivistischen Rückzug einwenden, daß das Gewissen (*Synderesis*) für die natürliche Wertordnung und die Applikation erkannter Wahrheiten bei einem aktuellen Zuwiderhandeln zuständig ist. Es kann jedoch nicht über übernatürliche, geoffenbarte Wahrheiten und Ordnungen befinden;

denn sonst müßte das Gewissen ja Träger übernatürlicher Offenbarung, also inspiriert sein" (*Forum Katholische Theologie* 5,3/1989, 184 f.). Prof. Lobkowicz selbst hatte einige Jahre zuvor noch klarer gesehen, als er im o.g. Buch warnte: „Es entsteht eine Situation, wie man ihr heute häufig bei den evangelischen Brüdern begegnet: jeder glaubt und tut und läßt, was ihm sein persönliches Gewissen sagt – und damit doch wieder der Zeitgeist und die Umgebung, in welcher er sich zufällig befindet" (S. 89).

Dimension „Übernatur" wird nicht mehr begriffen

Von Martin Haverkamp

Vor einiger Zeit hat der Papst die einfachen Gläubigen in der Kirche aufgefordert, jetzt auch ihre Ansicht über die Kirche und deren Probleme in die Diskussion einzubringen. Viele Gläubige scheuen sich aber, das zu tun. Zum ersten sind sie der dabei verwendeten Sprachform nicht mächtig, und zum zweiten fürchten sie das bemitleidende Lächeln der Fachleute. Gibt es aber nicht trotzdem und vielleicht gerade jetzt Situationen, in denen sich die berufenen Fachleute so in einer Sackgasse festgefahren haben, daß nur noch ein unbedarfter Zuschauer die rettende Lösung finden oder zumindestens andeuten kann?

In der *Deutschen Tagespost* hat Prof. Lobkowitz am 1.2.92 unter der Überschrift „Für christliche Werte eintreten – ohne Umweg über den Staat" das Verhältnis zwischen Kirche und Welt nach dem II. Vatikanum grundlegend dargestellt; nicht ohne dafür reichlich kritisiert zu werden. Seine Darstellung der gegebenen Gesellschaftsverhältnisse ist aber richtig, und er folgert: „Faktisch wird die Kirche aber die Einhaltung bestimmter naturrechtlicher Grundsätze nur bewirken können, wenn es ihr gelingt, den christlichen Grundcharatker unserer ganzen Kultur zu bewahren, und zwar ohne den Umweg über den Staat."

Das Verhältnis der Katholischen Kirche zu den Staaten dieser Welt hat mit dem letzten Konzil einen wesentlichen Wandel erfahren. Durfte aber daraus geschlossen werden, daß auch ein Wandel im sakramentalen Leben der Kirche notwendig sei? Haben die Konzilsväter auch eine solche Wende

beabsichtigt oder etwa für notwendig gehalten? Mir ist nicht bekannt, in welcher Form das Konzil die konkret erfolgte Erneuerung der Liturgie beschlossen und welche Bedingungen es dafür festgelegt hat. Die Arbeiten dazu wurden jedenfalls *nach* Beendigung des Konzils 1965 begonnen und das erneuerte Meßbuch durch Papst Paul VI. mit der Apostolischen Konstitution vom 3.4.1969 eingeführt. Das Ergebnis hat also dem Konzil weder vorgelegen, noch ist es von ihm mit Mehrheit beschlossen worden!

Immer mehr Laien geben heute ihrer Ansicht kund, daß die Neue Messe nicht dem Glauben ihrer Kindheit entspricht. Sie werden beruhigt, indem die Neue Messe mit gregorianischem Choral eine äußere Form bekommt, die den Wünschen dieser Gläubigen entsprechen soll. Diese Reaktion zeigt aber eher, daß die Neue Messe insgesamt nicht so sehr vom Inhalt, sondern von der Form her geprägt ist. Mit einem neuen Gesicht wollte man ja die Menschen wieder zum Gottesdienstbesuch bewegen, und das Erscheinungsbild wird auch immer den jeweiligen Besuchern angepaßt. Deshalb gibt es Jugendmessen, Kinder- und Familienmessen und vieles andere mehr. Ganz unbeachtet bleibt, daß mit einer Änderung der Symbolik auch der Inhalt verändert wird!

Ist dies die „Kirche des Konzils"?

Wenn nicht nur im Verhältnis der Kirche gegenüber dem Staat, sondern auch im sakramentalen Leben der Kirche der Mensch, die Menschlichkeit und die Freiheit des Menschen Berücksichtigung findet, dann wird das Sakramentale *ent*-sakralisiert und langsam aber sicher immer mehr *ent*-göttlicht. Die ganze nachkonziliare Entwicklung ist von dieser Maxime geprägt. In einer Untersuchung der Pastoral in Deutschland nach 1945 ist Alfons Fischer (siehe: „Er beklagt eine Kulturrevolution auf Kosten des Glaubens" – *DT* v. 2.4.92) zu folgender Auffassung gelangt: „Die Kirche nach dem Konzil unterscheidet sich nicht nur erheblich von der Kirche der Vorkonzilszeit, sie ist auch nicht die Kirche des Konzils". Jeder Laie weiß nun aus Erfahrung, daß die Neue Messe von dieser Entwicklung nicht ausgenommen ist, ja, daß sie selbst die eigentliche Ursache der Vermenschlichung des Sakralen ist. Und ist nicht die Ent-Sakralisierung der heiligen Handlungen und die Banalisierung des Allerheiligsten verbunden mit einer Nivellierung des Weihepriestertums, der Hereinnahme von ungeweihten Personen in das Altargeschehen und natürlich auch die Handkommunion, sowie das „Mittun" des Menschen insgesamt, mit seiner irdischen Arbeit und seinen weltlichen Bestrebungen, die Ursache für den unaufhaltsamen Glaubensverlust? Nicht nur die neuen

Formen sind es, welche diesen Abwärtstrend bewirken, sondern der immer mehr veränderte Inhalt. Die Festlegungen des Konzils von Trient und die daraus entstandenen Gebets- und Sakramentsformen hätten einen solchen Glaubensverlust erst gar nicht beginnen lassen. Und die Frage, ob das II. Vatikanum die Änderung der Beschlüsse von Trient gewollt hat, braucht ja wohl gar nicht erst gestellt zu werden.

Die Unterschiede zwischen dem letzten Konzil und der nachkonziliaren Entwicklung spiegeln sich auch in den Problemen zwischen dem Vatikan und den der Tradition verbundenen Priestern und Laien wider, denn da wird offensichtlich mit den gleichen Begriffen jeweils etwas anderes zum Ausdruck gebrtacht: So wird für die einen mit „Tradition" die vom Konzil beschlossene Definition zum Ausdruck gebracht, für die anderen aber wird darunter das Konzil von Trient, seine Spiritualität, seine Liturgie, verstanden. Als außenstehender Beobachter konnte man den Eindruck gewinnen, daß der Papst über die Kluft zwischen dem Konzil und der nachkonziliaren Entwicklung nicht informiert war; zumal diese sich ja auch vorwiegend in Deutschland auftat (dazu vielleicht in Holland und Frankreich – der Rhein ist also *doch* in den Tiber geflossen!). Aus heutiger Sicht, und besonders durch die Affäre Drewermann, könnte man eigentlich vermuten, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Papst und sog. „Traditionalisten" sich schnell aufklären könnten.

Aber Mißverständnisse können auch durch nachträgliche Einsicht überwunden werden. Wäre der Weg dazu nicht die allgemeine Wiederzulassung des tridentinischen Meßritus? Eine abrupte Wendung könnte doch vermieden werden, wenn zunächst nur eine Stille Heilige Messe in der Frühe des Sonntags genehmigt würde. Dann hätten wenigstens auch die Laien ihre Chance, und die Priester würden sich wieder an eine demütige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi gewöhnen können.

Laien als „Seelsorger"

Es gibt aber vielleicht doch noch eine andere Ursache für die nachkonziliare Fehlentwicklung. Die Ursache könnte auch darin liegen, daß sich nach dem Konzil eine junge Priestergeneration verpflichtet fühlte, die Laien anzuregen, aktiv zu werden. Ein junger Priester sagte mir damals, ein Glaubensgespräch mit einem Gemeindemitglied sei doch wohl wichtiger als eine halbe Stunde Breviergebet. Und in den bischöflichen Behörden, die damals umgestaltet wurden um Priester für die Seelsorge freizustellen, wurden die profanen Aufgabenbereiche mit Laien besetzt, mit Personen

also, die nicht zum Breviergebet und zur täglichen Meßfeier verpflichtet waren. Die Idee, Laien auch in der Seelsorge in immer größerem Maße einzusetzen, ohne daß sie vorher eine Weihe erhalten hatten, verbreitete sich immer mehr. Auch heute wird oft, selbst wenn es um seelsorgliche Aufgaben geht, von einer vorherigen Weihe und von der damit verbundenen persönlichen Verpflichtung Gott gegenüber gar nicht mehr gesprochen. Kommt darin nicht zum Ausdruck, daß Gott ohne die Hilfe des menschlichen Verstandes und der menschlichen Initiative selbst in seiner Kirche nichts mehr wirken könne, während beim Weihe-Priestertum nur die Unterordnung unter Gottes Willen im Mittelpunkt steht?

Alle nachkonziliaren Bestrebungen könnte man leicht als Übereifer vieler Priester und Gläubiger sehen, die sich berufen fühlten, ihre eigene Kraft, ihr Wissen und ihren Verstand als allein wirksam anzusehen, eine Haltung also, die jede Demut gegenüber Gott vermissen läßt.

Insgesamt gesehen glaube ich nicht, daß die nachkonziliare Fehlentwicklung Folge der Übertretung bestimmter Gebote ist. Vielmehr sehe ich eine Mißachtung der Überschrift des Dekalogs: „Ich bin der Herr dein Gott!" als Ursache. Wir heutigen Menschen leben so in der Idee der Machbarkeit der Welt und sogar des Lebens, daß wir die Dimension Übernatur gar nicht mehr begreifen und Gott nicht mehr als den allmächtigen Schöpfer und Erhalter der Welt und jedes einzelnen Menschen zu erkennen vermögen. Nur dadurch war dieser falsche Weg möglich und der Rauch des Satans, die kommunistische Desinformation und die Manipulation der großen Weltorganisationen fanden sozusagen offene Türen. Aber gerade deshalb ist ein Kampf gegen diese Einwirkungen auf unsere Kirche wirkungslos, wenn wir nicht vorher den kindlichen Glauben wiederfinden, unsere Priester nur für die Weihehandlungen da sind und die Anbetung des Gottessohnes wieder unsere erste und heiligste Pflicht wird.

Vor ein paar Jahren hatte ich Gelegenheit, eine begnadete Frau zu fragen, was wir tun müßten, um unserer Kirche zu helfen. Ihre Antwort lautete: „Gar nichts! nur Beten!" und dann zeigte sie auf das Kruzifix und sagte weiter: „... denn es ist Seine Kirche, und Er führt sie auch heute!"

Wem verlieh Christus die Binde- und Lösegewalt? Bemerkungen eines Philologen zu *Mt* 16, 18 f.; 18, 18 und *Joh* 20, 23

Von Heinz-Lothar Barth

Um die Autorität der katholischen Hierarchie zu untergraben, ist den Progressisten bekanntlich fast jedes Mittel recht. Durchschlagenden Erfolg scheint die Methode zu versprechen, bestimmte Passagen aus dem Neuen Testament, auf die sich das Lehr- und Hirtenamt traditionell als Fundament seiner Befugnisse stützt, mit den Mitteln der modernen Exegese umzudeuten. Der katholische Wissenschaftler, auch wenn er kein examinierter Theologe ist, sollte sich herausgefordert fühlen, diesem Werk der Zerstörung durch fundierte Verteidigung der überlieferten Interpretation entgegenzutreten.

Ein solcher Fall liegt bei den in der Überschrift genannten Versen der Evangelien vor. So ist es, um nur ein Beispiel aus der jüngsten Literatur zu nennen, für Michael N. Ebertz ein untrügliches Zeichen „katholisch-fundamentalistischer" Gesinnung, die Verheißung des Herrn nach *Mt* 16,18 auf Petrus zu beziehen (vgl. dazu S. 68 im letzten Heft). Nach seinem Verständnis ist die „Kirche bzw. Gemeinde" angesprochen, Jesu Wort soll sich also unterschiedslos an alle Christen wenden. Wir werden auf das richtige Verständnis von *Mt 16,18* noch zu sprechen kommen.

Zunächst wollen wir uns aber dem anderen Vers des Matthäusevangeliums zuwenden. Damit die mit ihm verbundene Problematik besser erfaßt werden kann, sei vorab der betreffende Abschnitt (*Mt* 18, 15–18) vollständig in deutscher Übersetzung vorgelegt:

„Hat dein Bruder wider dich gefehlt, so gehe hin und verweise es ihm unter vier Augen. Gibt er dir Gehör, so hast du deinen Bruder gewonnen. Gibt er dir aber kein Gehör, so nimm noch einen oder zwei zu dir, damit alles auf der Aussage zweier oder dreier Zeugen feststehe (5 Mos 19, 15). Hört er diese nicht, so sage es der Kirche. Wenn er aber die Kirche nicht hört, so sei er dir wie ein Heide und ein Zöllner. Wahrlich, ich sage euch: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel

Meinen lieben Kollegen Dr. Theo Hirschberg und Paul Walker danke ich für wertvolle philologische Hinweis

gebunden sein, und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein."[1]

Es geht aus *Mt* 18,18 und dem Kontext des Verses nicht unmittelbar hervor, wem die Verheißung Christi gilt: „Wahrlich, ich sage euch: Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein." Ist die im vorangegangenen Satz genannte ἐκκλησία, die Kirche, gemeint – es ist wohl vor allem zunächst an die Gemeinde als Ortskirche gedacht – und wenn ja, sind dann alle ihre Mitglieder oder nur die Vorsteher angesprochen? Oder richtet sich die Verleihung der Binde- und Lösegewalt an die Adressaten der gesamten Herrenrede, seine Jünger (μαθηταί, *Mt* 18,1)? Wenn dies zutrifft, sind dann unter den μαθηταί beliebige, möglicherweise alle Jünger Jesu zu verstehen, oder nur ausgewählte, nämlich die Zwölf? Da an dem richtigen Verständnis von *Mt* 18,18 viel für die Praxis der Kirche hängt, ist eine solide sprachliche und theologische Analyse gefordert, die heute beileibe nicht immer geleistet wird.

Der Stellenwert des Verses läßt sich schon an der Tatsache abschätzen, daß M.Luther sich u.a. auf ihn berief, als er die Sündenvergebungsgewalt aller Gläubigen proklamierte. Zu diesem Zweck mußte er eine „demokratische" Interpretation des Herrenwortes favorisieren. So behauptete er in seiner Schrift *De captivitate Babylonica ecclesiae* von 1520: *Hoc enim omnibus et singulis Christianis dictum est* („Dies ist nämlich zu allen Christen und zu jedem einzelnen gesagt"; Abschnitt *De Sacramento Poenitentiae*, WA 6,547,10). Das Trienter Konzil hat diese Position verworfen und mit dem Anathem belegt: „Wer sagt,...nicht nur die Priester seien Spender der Lossprechung, sondern allen und jedem Christgläubigen sei gesagt: ‚(es folgen die Zitate von *Mt* 18,18 und Jo 20,23)', so daß kraft dieser Worte jeder beliebige von Sünden lossprechen könne,...der sei ausgeschlossen" (DS 1710). Ein katholischer Exeget, der bei seiner Bibelauslegung das Prinzip der *analogia fidei* berücksichtigen muß (*Dei Verbum* 12), hat von diesem dogmatischen Befund auszugehen.

[1] Übersetzung: Überarbeitung der berühmten „Keppler-Bibel" durch P. Ketter, jetzt wieder im Nachdruck greifbar, Charlottesville 1986: eine sowohl theologisch als auch philologisch zuverlässige, katholische Übertragung des Neuen Testaments mit erläuternden Anmerkungen zu einem wohlfeilen Preis (bei der *UNA VOCE*-Geschäftsstelle erhältlich: DM 6,–).

Wechsel vom Singular zum Plural

Öfters wurde in der Forschung festgehalten, daß zwischen *Mt* 18,17 und 18,18 ein auffälliger Personenwechsel von der 2. Person Singular zur 2. Person Plural stattfindet. Den hieraus gezogenen Schlußfolgerungen fehlt freilich bei näherem Hinsehen das Fundament. So erklärt der ansonsten außerordentlich gelehrte, lateinisch verfaßte Kommentar zum Matthäusevangelium von J.Knabenbauer S.J. aus der Reihe *Cursus Scripturae Sacrae* (Paris 1893, 123) den Adressatenwechsel mit den Worten: „Alloquitur Christus apostolos, *vobis*, cum antea in universum locutus sit (frater *tuus*, *te*, *dic* etc.)." („Christus spricht die Apostel mit *euch* an, während er zuvor allgemein gesprochen hat [*dein* Bruder, *dich*, *sag*]"). Hier wurde übersehen, daß ein solcher Wechsel der Perspektive für Jesu Reden, wie sie bei Matthäus aufgezeichnet sind, durchaus charakteristisch ist: Einmal faßt der Herr die Zuhörer als Gruppe insgesamt ins Auge, ein ander Mal zielt er auf sie mehr als Einzelindividuen ab, die er mit einem allgemeinen „du" anspricht (etwa dem deutschen unpersönlichen „man" vergleichbar). Diesem Phänomen begegnen wir auch in den Versen 9 und 10 unserer Rede, ebenso läßt es sich in der Bergpredigt nachweisen (z.B. *Mt* 7,5–6), dort finden wir umgekehrt auch den Übergang von der 2. Pers. Pl. zur 2. Pers. Sg., und zwar sogar innerhalb ein und desselben Verses (*Mt* 5,39). Daß Knabenbauers Argumentation nicht zutreffen kann, zeigt auch ein Blick auf die folgenden Verse *Mt* 18,19–20. Da sie in der 2.Person Pl. abgefaßt sind, dürften sie sich nach seiner These nur an die Apostel richten. In Wahrheit aber gilt die Verheißung Jesu, daß er mitten unter jenen ist, die sich in seinem Namen versammeln, und daß ihre Bitten daher erfüllt werden, jedem Christen. Knabenbauers Beobachtung läßt uns also kein zuverlässiges Kriterium für die Entscheidung über die Adressaten von *Mt* 18,18 gewinnen.

Ebenso ist durch die vorgetragenen Überlegungen der weitreichenden Spekulation J.Gnilkas die Grundlage entzogen (*Das Matthäusevangelium*, Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament, Teil II, Freiburg 1988, 136). Gnilka stellte die These auf, Matthäus habe hier in redaktioneller Tätigkeit ein Logion eingeschoben, das ursprünglich in anderem Kontext gestanden habe. Mit dieser zweifelhaften Deutung sollte der Personenwechsel erklärt werden. Sie setzt voraus, daß Matthäus keine sprachliche Glättung vorgenommen hätte. Immerhin wissen wir z.B. aus der Bergpredigt (*Mt* 5–7), daß der Evangelist tatsächlich redaktionelle Umstellungen und Gruppierungen von Versen vornahm, diese Tätigkeit hat auch das II. Vatikanum, gedeckt durch die Tradition der Kirche, in *Dei*

Verbum 19 erwähnt. Freilich darf man aus der Arbeit der Redaktoren nicht die von Erfindern neuen Stoffes machen, was die moderne Exegese leider in fast völliger Einhelligkeit propagiert (auch Gnilka ist zu unserer Stelle unklar, s.S. 55 f.). Eine solche Sicht der Dinge läuft den Aussagen von *Dei Verbum* 19 zuwider: Dort ist nämlich die gesamte schriftstellerische Tätigkeit der Evangelisten streng an das gebunden, „was mündlich oder auch schon schriftlich überliefert war", und nach der Lehre der Konzilsväter schrieben die Evangelisten stets so, daß „ihre Mitteilungen über Jesus wahr und ehrlich waren" (*LThK* 13,571).

Wenn wir uns nun auf Gnilkas Konstruktion, obwohl sie des wissenschaftlichen Fundamentes entbehrt, im Rahmen einer methodischen „concessio" trotzdem einen Augenblick einlassen, wird schlaglichtartig das ganze Elend der Exegese deutlich, wie sie heute katholische Theologen vertreten. Denn wenn man schon wie Gnilka argumentiert, warum legt man sich dann nicht wenigstens die Frage vor, wer denn der Adressat von *Mt* 18,18 im ursprünglichen Kontext gewesen sein könnte? Würden sich dann nicht sofort die Apostel anbieten?

Daß eine solche Antwort wirklich naheliegt, läßt sich leicht dokumentieren. Da die hierfür notwendigen Überlegungen auch unabhängig von Gnilkas verfehlter Schichtenanalyse wichtig sind, um die Adressaten von *Mt* 18,18 näher zu bestimmen, müssen wir uns die einschlägigen Stellen anschauen, an denen Leitungsaufträge nach Wortlaut und Zusammenhang der Herrenworte nur an die Apostel ergehen.

Dies gilt z.B. für den Missions- und Taufbefehl in *Mt* 28,16 ff., wo es ausdrücklich heißt: „Die elf Jünger (οἱ ἕνδεκα μαθηταί) aber gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin sie Jesus beschieden hatte" (28,16). Zwar ergeht die Weisung des Herrn, apostolisch tätig zu sein, letztlich an alle getauften und gefirmten Christen (vgl. *Lumen gentium* 33; *Apostolicam actuositatem* 3). Doch handeln sie im Auftrag und unter Führung der Apostel und ihrer Nachfolger, denen die Vollgewalt des Amtes übertragen ist: das *munus docendi*, das *munus sanctificandi* und das *munus regendi* (28,19 f.).

Befugnis zur Sündenvergebung

Ähnlich verhält es sich mit der Befugnis zur Sündenvergebung nach *Joh* 20,23, die ja gerade als Bestandteil der Binde- und Lösegewalt eng mit *Mt* 18,18 in Verbindung steht[2]: „Empfanget den Heiligen Geist. Wessen

[2] Vgl. *Handbuch der katholischen Dogmatik* von M.J.Scheeben, 4.Bd. von L.Atzberger,

Sünden ihr auch immer vergebt, denen sind sie vergeben, und wessen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Beide Verse waren als Schriftbeweis zusammen auf dem Trienter Konzil angeführt worden (*DS* 1710, s.o.). Dasselbe Konzil entschied an einer anderen Stelle verbindlich, an wen *Joh* 20,23 gerichtet war: „Daß durch diese so hervorstechende Handlung (nämlich das Anhauchen, Verf.) und die so klaren Worte *den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern* (Kennzeichnung des Verf.) zur Wiederversöhnung der nach der Taufe gefallenen Gläubigen die Vollmacht mitgeteilt wurde, Sünden zu vergeben und zu behalten, war immer die übereinstimmende Auffassung aller Väter" (*DS* 1670). Auch im Falle von *Joh* 20,23 sind heute die Apostel als Adressaten umstritten. Da die Frage mit der ursprünglich gestellten aufs engste zusammenhängt, empfiehlt es sich, hier etwas weiter auszuholen. Denn nur so können die vorgetragenen Einwände entkräftet und die Richtigkeit der Entscheidungen von Trient sauber herausgearbeitet werden.

Die protestantische Exegese hatte aus naheliegenden Gründen Interesse daran, *alle* Jünger (= *alle* Christen) als Träger einer von Jesus verliehenen Vollmacht auszuweisen; kräftige Gegenargumente aus traditioneller Sicht wurden oft nicht einmal der Diskussion für würdig erachtet. Einen besonders merkwürdigen Weg schlug Th.Zahn in seinem insgesamt wissenschaftlich sicher wertvollen Kommentar zum Johannesevangelium ein (Leipzig [6]1921, Nachdr. Wuppertal 1983, 681 A.57): „Ohne jeden Anhalt im Kontext ist die Meinung, daß hier den Aposteln eine besondere, neben dem Auftrag der Predigt des Ev an alle Menschen bestehende Vollmacht zur Erteilung einer Absolution an Gemeindeglieder, die sich versündigt haben, verliehen sei." *Joh* 20,23 mit dem Predigtauftrag in eins zu setzen, kann man wohl nur als den gescheiterten Versuch eines protestantischen Gelehrten bezeichnen, sich unter allen Umständen den Konsequenzen der „katholischen Lösung" zu entziehen. Er war schon früher von reformatorischer Seite vorgetragen und vom Konzil von Trient zurückgewiesen

Freiburg 1903, 674 Anm. 547: „Hier sei nur bemerkt, daß der Wortlaut der erwähnten Stellen (*Mt* 16,19 und 18,18, Verf.) allein es wohl nahelegt, aber nicht mit voller Klarheit erkennen läßt, daß die Summe der hiernach den Aposteln verliehenen Gewalten auch die ganz übernatürliche, ja göttliche Gewalt der Sündenvergebung einschließe. Wenn es aber aus andern Gründen gewiß ist, daß Christus seinen Aposteln speciell auch die letztere Gewalt verliehen hat, so ist dieselbe unter die Schlüssel- bzw. Binde- und Lösegewalt zu subsumieren und ebendarum als in denselben mitverheißen zu betrachten. Die Väter haben auch oftmals die Gewalt der Sündenvergebung aus *Mt* 16,19 und 18,18 abgeleitet. Das Tridentinum erklärt die nähere Beschaffenheit der speciellen Gewalt, Sünden zu vergeben und zu behalten, aus der (universalen) Binde- und Lösegewalt (*Sess.* XIV, *cap.* 5.6, *can.* 10) und sagt, Christus habe das Bußsakrament *tunc praecipue* eingesetzt, da er die Worte bei *Joh* 20,21 ff. sprach."

worden (*DS* 1670 u. 1703). Der französische Exeget M.-J.Lagrange O.P. hat in seinem vorzüglichen Kommentar zum Johannesevangelium die entscheidende Schwäche dieser Deutung mit klaren Worten gebrandmarkt (*Etudes bibliques*, Paris [2]1925, 516). Zwar gewinnt ein Mensch, der das von den Aposteln verkündete Evangelium annimmt und sich taufen läßt, den Nachlaß seiner Sünden. Umgekehrt bleibt er ihm versagt, wenn er (entgegen besserem Wissen) die Frohe Botschaft zurückweist. In *Joh* 20,23 ist aber von einer aktiven, *direkten* Rolle der Angesprochenen beim Prozeß der Sündenvergebung die Rede, dem wird eine Gleichsetzung der Worte Christi mit einem reinen Predigt- und Taufauftrag und den sich aus seiner Wahrnehmung *indirekt* ergebenden Konsequenzen nicht gerecht.

Im vierten (Nachtrags-)Band zu M. Scheebens großem *Handbuch der katholischen Dogmatik* (675 f., s.Anm.2) werden noch weitere Überlegungen angeführt, die eine Beschränkung der Befugnis von *Joh* 20,23 auf die Taufe, wie sie die protestantische Konzeption vorsieht, sowohl philologisch als auch dogmatisch ausschließen. L. Atzberger, der Verfasser des Bandes, arbeitete überzeugend heraus, daß die Apostel durch den Empfang des Hl. Geistes, worin sich die Verleihung einer übernatürlichen Gewalt ausdrückt, in die volle Nachfolge Jesu Christi eintreten, zu dessen eigenem Wirken es ja wesentlich gehörte, den Menschen im Hl. Geist die Sünden zu vergeben, und der nun seine Nachfolger zu gleichem Tun sendet (*Joh* 20,21).

Rudolf Bultmann

Immerhin setzte Zahn noch die Apostel als Adressaten von *Joh* 20,23 voraus (s. den letzten Satz der o.g. Anm.57 und S.697), was ja bei seinem Vorgehen die protestantische Position nicht gefährdete. Andere Exegeten übernahmen Elemente dieser Interpretation. So schrieb R. Bultmann in seinem Kommentar zum Johannesevangelium (*Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament*, begr. von H.A.W. Meyer, Göttingen [[10]1941] [[11]1950, 537): „In der Wirksamkeit der Jünger wird sich also das Gericht, das sich im Kommen Jesu in die Welt ereignete (3_{19} 5_{27} 9_{39}), weiter vollziehen. Es versteht sich von selbst (*sic*!), daß nicht eine besondere apostolische Vollmacht erteilt wird, sondern daß die Gemeinde als solche mit dieser Vollmacht ausgestattet wird; denn ebenso wie in Kap. 13–16 repräsentieren die μαθηταί die Gemeinde." Bultmann variierte also die These vom reinen Predigtauftrag, indem er den damit verbundenen Aspekt eines Gerichtes über die Welt mit hinzunahm. Vor allem vollzog er aber

einen zusätzlichen Schritt, der freilich auch schon in der protestantischen Tradition vorgezeichnet war (vgl. die Verurteilung auf dem Trienter Konzil, *DS* 1684, und den zugehörigen schon zitierten Kanon 10, *DS* 1710), indem er die Gemeinde, d.h. jeden Christen, als Adressaten von *Joh* 20,23 ausgab. Bultmann folgten H. Strathmann in seinem Kommentar zum Johannesevangelium (*NT-Deutsch*, Teilbd. 4, Gött. [6]1951, 259) und auch der Neubearbeiter desselben Kommentars, S. Schulz (Gött. [14]1978, 245). Alle, die so interpretieren, sollten die mahnende Stimme ihres protestantischen Kollegen J. Schneider zur Kenntnis nehmen, der Bultmanns Deutung zurückweist und sich dann, wenn auch vorsichtig, der katholischen Position annähert: „Die den Jüngern verliehene Vollmacht gibt den Jüngern auch nicht das Recht, über die Welt zu urteilen (Hier hat Schneider, wie mir scheint, Bultmann nicht ganz zutreffend wiedergegeben: Gedacht ist bei ihm doch wohl eher an ein *indirektes* Urteil über die Welt, das sich von selbst durch das Wirken der Jünger einstellt, H.-L.B.); es ist vielmehr an eine Amtsvollmacht innerhalb der christlichen Gemeinde gedacht." (*Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament*, Sonderband „Das Evangelium nach Johannes", Berlin [1976] [2]1978, 323).

Andere protestantische Theologen verzichteten auf die Gleichsetzung von *Joh* 20,23 mit Predigt- und Taufauftrag bzw. mit dem Fortwirken des Gerichtes Christi über die Welt durch dessen Wahrnehmung, mußten aber dann, wenn sie sich nicht die katholische Lehre zu eigen machen wollten, um so nachdrücklicher darauf bestehen, daß die Befugnis der Sündenvergebung allen Christen in gleicher Weise verliehen worden sei. So urteilte E. Schweizer: „Da Johannes außer 6, 67.70 und dem traditionellen Ausdruck ‚einer von den Zwölfen' nie von den Zwölfen spricht, gilt dieser Satz genauso für alle Glaubenden wie die ganzen Abschiedsreden vorher" (*Kommentar zum Matthäusevangelium*, Das Neue Testament Deutsch, Teilbd. 2, [1]1936, [13]1973, 242). Wir werden noch sehen, daß Schweizer und ähnlich argumentierende Kollegen sich die Sache sowohl vom theologischen als auch vom philologischen Standpunkt aus zu leicht gemacht haben.

Was heißt „sich abklärendes Amtsverständnis"?

Auf ihren Spuren wandeln heute meist auch die katholischen Zunftgenossen. So meint R. Schnackenburg (*Herders Theolog. Komm. zum NT*, Bd IV: *Das Johannesevangelium*, 3. Teil, Freibg. 1975, 388): „Im Sinne des Evangelisten ist eine Beschränkung auf die ‚elf Apostel' nicht haltbar; aber

wenn der Sendungsauftrag und die Heilsvollmacht (auch nach *Mt* 28,18 ff.) der Jüngergemeinde als solcher gelten, können doch bestimmte Funktionen und Vollmachten gemäß einem sich abklärenden Amtsverständnis den Amtsträgern vorbehalten werden, wie dies ähnlich für den Vorsitz bei der Eucharistie zu beobachten ist." Mit der vorgenommenen Einschränkung der protestantischen Interpretationslinie glaubt Schnackenburg der katholischen Position gerecht zu werden, wie sie auf dem Tridentinum endgültig festgelegt worden ist. Doch müßte er ja offensichtlich, wenn er von einem „sich abklärenden Amtsverständnis" ausgeht, eine gewisse Zeitspanne annehmen, in der die Verhältnisse anders, als in Trient definiert, gelegen hätten. Dann erhebt sich aber sofort die Frage, wessen Autorität eine so weitreichende Entwicklung in die Richtung in Gang gesetzt hat, die uns allein aus den Quellen nachweisbar und noch heute in der römisch-katholischen Kirche vertraut ist.

Was die Eucharistie betrifft, läßt sich keine einzige Ausnahme von der offiziellen Gültigkeit jenes bekannten Satzes des hl. Ignatius von Antiochien wirklich überzeugend dokumentieren: „Nur diejenige Eucharistie soll für gültig (βεβαία) gehalten werden, die unter dem Bischof oder einem von ihm Beauftragten stattfindet" (*Smyrn.*8,1; vgl. *Eph.* 5,2; *Magn.* 7,2; *Phil.* 3,4; *Trall.* 7,2). Diese Regel wird sogar vollkommen bestätigt durch ein weiteres, noch früheres Zeugnis, nämlich den Brief des hl. Klemens an die Korinther. Nach seinen Worten gelten folgende Grundsätze: Die Darbringung des hl. Opfers ist allein Augabe des Bischofs als Nachfolger der Apostel und der von ihm dazu Eingesetzten (44), Christus selbst hat angeordnet, von wem er das Opfer vollzogen wissen will (40), die Laien – der Ausdruck begegnet hier im Christentum zum ersten Mal – sind klar von den Amtsträgern geschieden (40), die Apostel haben die zunächst ihnen reservierte Vollmacht nach Christi eigenen Anweisungen weitergegeben: hier liegt ein klares Zeugnis für die apostolische Sukzession vor (42 und 44). So lassen also die beiden ältesten nachbiblischen Quellen aus dem letzten Jahrzehnt des ersten und aus dem zweiten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts – die *Didache apostolon* gibt über unsere Frage keine brauchbare Auskunft – keinen Zweifel daran, daß die Feier der Eucharistie keineswegs von jedem beliebigen Gläubigen geleitet werden konnte.[3]Die einfachste Erklärung für diesen historischen Befund ist die der katholischen Kirche (DS: 1764): Die frühen Christen haben sich stets

[3] Es existiert überhaupt in der gesamten antiken Kirchengeschichte nur ein einziges ernstzunehmendes Zeugnis für eine abweichende Praxis. Quelle ist Tertullians Schrift *De exhortatione castitatis* (7,3). P. van Beneden hat m.E. philologisch überzeugend nachweisen können, daß nach den Ausführungen des Afrikaners tatsächlich für den

Notfall der Abwesenheit von Ordinierten auch Laien das Opfer darbringen dürften („Haben Laien die Eucharistie ohne Ordinierte gefeiert?", in *Archiv für Liturgiewissenschaft* 29,1/1987, 31–46). Dem von ihm daraus gezogenen Schluß ist freilich nicht zuzustimmen (S. 46). Vielmehr muß man J. Tixeront (*L'ordre et les ordinations*, Paris 1925, 46; von van Beneden S. 31 Anm. 2 zitiert) recht geben, der dieser völlig isolierten Stimme für die Norm der katholischen Großkirche keinerlei Bedeutung beimißt. Zwar erwähnt der Verfasser des zitierten Aufsatzes, daß Tertullian bei Abfassung seiner Schrift nicht frei von montanistischem Einfluß gewesen sei (39 Anm. 31). Dieser Gesichtspunkt hätte aber stärker betont werden müssen. Das Urteil des Patristikers J. Quasten zu „De exhortatione castitatis" ist nicht übertrieben: *La deviazione montanista di Tertulliano diventa evidente* („Die montanistische Abweichung Tertullians wird offenkundig", in: *Patrologia*, Bd. I der italienischen Ausgabe 1980, 543). Der älteste christliche Autor lateinischer Sprache berief sich an einer Stelle seiner kleinen Schrift auf die „Prophetin Prisca" (10,5), ein deutliches Zeichen, daß das katholische Amtsverständnis bereits von den Vorstellungen der montanistischen Sekte überlagert war, bei der „geisterfüllten" Laien unkatholische Kompetenzen zugestanden, ja sogar Frauen in den Klerikerstand aufgenommen wurden (A. Strobel, *Das heilige Land der Montanisten*, RGVV 37, Berlin/New York 1980, 267 f.). Ferner deutete Tertullian in Kap. 4,4 die Worte des Apostels Paulus aus 1 Kor 7,39 in einer rigoristisch-montanistischen Weise so um, daß sich eine kategorische Ablehnung jeder Wiederverheiratung nach dem Tod des Ehegatten ergab, die Paulus seinerseits nur für die Kleriker vertreten hatte (1 Tim 3,2). Karl Adam, der schon lange vor van Beneden für das richtige Verständnis des umstrittenen Verbs „offers" in De exhort. cast. 7,3 eingetreten war (im Sinne von „du bringst das eucharistische Opfer dar", zum Laien gesagt), versäumte nicht, den geistigen Hintergrund dieser Neuerungen ins Auge zu fassen; van Beneden hätte Adams Bemerkungen in der Anmerkung 9 (S. 32) seines Aufsatzes unbedingt berücksichtigen müssen: Für Tertullian entstammte nach seiner eigenen Aussage in *De exhort. cast.* 7,3 der Unterschied zwischen Klerikern und Laien nicht dem Gebot Christi, also göttlichem Recht, sondern lediglich der Disziplin der Kirche. Nach der Auffassung, die er zur Zeit der genannten Schrift vertrat, scheint er demnach – und dies hat Adam wohl richtig beurteilt – virtuell jedem Christen unterschiedslos nicht nur das allgemeine, sondern auch das ministerielle Priestertum anvertraut gesehen zu haben (K. Adam, *Der Kirchenbegriff Tertullians*, Forschungen zur Christlichen Literatur- und Dogmengeschichte Bd. 6 Heft 4, Paderborn 1907, 193). Die Indizien sind also erdrückend, daß in De exhort. cast. bereits sektiererisches Gedankengut vorliegt.

Zum Zusammenhang von Eucharistie und Weihepriestertum, den die Kirche von Anfang an beachtet hat, findet man im übrigen vorzügliche Gedanken in dem Beitrag von P. Hacker „Sacerdoce et eucharistie" in dem von J. Coppens herausgegebenen Sammelband *Sacerdoce et célibat* (Löwen 1971, 237–258). Mehrfach wird dort auf wichtige Arbeiten des zur katholischen Kirche konvertierten Bonner Theologen H. Schlier verwiesen, in denen dieser aufweist, daß das katholische Amtsverständnis im wesentlichen schon in der frühesten Kirche vorhanden war (s.z.B. 239 Anm. 3; 244 Anm. 12).

Der katholische Forscher dürfte bei der von uns angerissenen Problematik auch nicht folgende dogmatisch endgültige Entscheidung des Trienter Konzils außer acht lassen: „Opfer und Priestertum sind nach Gottes Anordnung so verbunden, daß unter jedem Gesetze beide vorhanden waren. Da also im neuen Bund die katholische Kirche aus der Einsetzung des Herrn das heilige, sichtbare Opfer der Eucharistie empfangen hat, so muß man auch bekennen, daß in ihr ein neues sichtbares und äußeres Priestertum besteht, in welches das alte übertragen ist. Daß dies aber *von demselben Herrn, unserm Heiland, eingesetzt* und *den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priestertum die Gewalt*

an die Entscheidung des Herrn gebunden gefühlt, im Abendmahlssaal nur den zwölf Aposteln die Feier seiner Mysterien anzuvertrauen. Daß unsere wichtigste geschichtliche Quelle, die Evangelien, uns übereinstimmend die Grundlage für ein solches Urteil in ihrem Bericht über das Letzte Abendmahl an die Hand geben, werden wir noch sehen.

Vollmacht nur den Aposteln erteilt

Was nun die Sündenvergebungsgewalt nach *Joh* 20,23 angeht, läßt sich mit den Mitteln einer sauberen philologischen Methode bis zu einem hohen Grad wahrscheinlich machen, daß die dort erteilte Vollmacht zunächst einmal auch nur den Aposteln verliehen wurde, die sie dann natürlich weitergaben. Zwar ist zuvor allgemein von den „Jüngern" (οἱ μαθηταί) die Rede gewesen (*Joh* 20,19). Doch wird meist völlig übersehen, so z.B. von Schnackenburg, daß in den Versen 20, 24 und 25, die auf unsere Szene direkt Bezug nehmen, konkretere Angaben vorliegen: „Thomas aber, einer von den Zwölfen (εἷς τῶν δώδεκα), der Zwilling (Didymos) genannt wurde, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Es sprachen also die anderen Jünger (οἱ ἄλλοι μαθηταί) zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen." Die Angabe οἱ ἄλλοι μαθηταί („die anderen Jünger") – man beachte im Griechischen den bestimmten Artikel! – würde man doch am ehesten mit dem im vorigen Satz genannten Ausdruck εἷς τῶν δώδεκα, s.c. μαθητῶν („einer von den zwölf", zu ergänzen „Jüngern") zusammennehmen.[4] Wenn diese Interpretation zutrifft, dann kann es sich bei den in *Joh* 20,19 zuvor genannten μαθηταί („Jüngern") also nur um die zwölf (bzw. nach Judas' Ausscheiden: elf) Apostel handeln. Daß Johannes auch sonst die Zwölf als herausragende, von Jesus besonders erwählte Gruppe von Jüngern kennt, zeigt er im Kap. 6,67 und 70 seines Evangeliums, wie selbst Schweizer zugeben mußte (s.o.).

übergeben worden ist, seinen Leib und sein Blut zu konsekrieren, aufzuopfern und auszuspenden, sowie auch die Sünden zu vergeben und zu behalten, das zeigt die Heilige Schrift und lehrte immerfort die Tradition der katholischen Kirche (DS 1764, Kennzeichnungen des Verf.; vgl. auch *Kanon* 3, *DS* 1773).

[4] Gesehen wurde dieser Zusammenhang immerhin in dem protestantischen Standardwerk *The Gospel According to St. John* von C.K. Barrett ([2]1978, deutsche Ausgabe als Sonderband erschienen in der Reihe „Kritisch-exegetischer Kommentar über das Neue Testament", begr. von H.A.W. Meyer, hrsg. von F. Hahn, Göttingen 1990, 544), der in der Regel philologisch zuverlässig arbeitet. Leider wurde die Bedeutung dieser wichtigen Einsicht durch den gleichzeitigen Hinweis auf den Vers 24,33 des Lukasevangeliums unnötig relativiert, hinter dem eine andere Konzeption stehe. Dies ist nämlich gar nicht der Fall, wie wir weiter unten darlegen werden.

Ferner darf man sich zur Klärung der gestellten Frage nicht auf das Johannesevangelium beschränken. Die parallelen Aussagen im Neuen Testament zu vernachlässigen, ist dem katholischen Wissenschaftler in doppelter Hinsicht verwehrt. Zum einen verlangt seine Kirche von ihm, bei der Auslegung der Bibel „die Einheit der ganzen Schrift zu beachten" (*Dei Verbum* 12), da diese als Ganzheit unter der Inspiration des Hl. Geistes verfaßt worden ist und damit „Gott zum Urheber hat" (*DV* 11). Aber gerade auch aus Gründen der philologisch-historischen Methode[5] kann

[5] Man sollte lieber den Terminus „philologisch-historische Methode" als den geläufigeren Begriff „historisch-kritische Methode" verwenden. Richtig aufgefaßt, trifft auch der heute übliche Ausdruck den Sachverhalt. Doch läßt er nicht so deutlich erkennen, daß das Fundament jeder ernsthaften Interpretation der Hl. Schrift in einer soliden sprachlichen Arbeit am Text liegen muß. Zum andern ist die „historisch-kritische Methode" von ihrer Genese her durch protestantische, idealistische, romantische und rationalistische Vorurteile belastet (z.B. apriorische Leugnung der Wunder, These von der produktiven Gemeinde, die den historischen Jesus verfälscht habe, Vorbehalte gegen hierarchische Strukturen). Man vergleiche hierzu die für eine künftige katholische Exegese richtungsweisenden Bemerkungen von Kardinal J. Ratzinger („Schriftauslegung im Widerstreit, Zur Frage nach Grundlagen und Weg der Exegese heute" in: *Schriftauslegung im Widerstreit*, hgg. von J. Ratzinger, *Quaestiones disputatae* 117, Freibg. 1989, 15–44). Ratzinger deckte scharfsinnig die unreflektiert übernommenen Voraussetzungen der etablierten „historisch-kritischen Methode" auf und wies auf ihre zeitliche Bedingtheit hin (Kap. 2, S. 24–34). Ähnlich legte H.J. Schulz vor kurzem dar, wie wenig diese Methode in ihrer heute zumeist praktizierten Form Anspruch auf universale Geltung erheben kann („Der dies gesehen hat, legte Zeugnis dafür ab..." (*Joh* 19,35) in: *Forum Katholische Theologie* 7,2/1991, 95–119, bes. 97–102).

Vor den falschen philosophischen Prämissen der „modernistischen" Bibelexegese hatte im übrigen schon Papst Pius X. in allgemeinerer Form im Jahre 1907 gewarnt. Wegen der außerordentlichen Bedeutung jener Enzyklika *Pascendi dominici gregis* für die Bekämpfung der Irrtümer auch unserer Zeit seien einige zentrale Sätze zum falschen Umgang mit der Hl. Schrift wörtlich angeführt; die Zitate sind – sprachlich leicht verbessert – der zweisprachigen Ausgabe des „Ordens der Ritter U.L. Frau" (Eschenz/Schweiz 1975) entnommen (dort S. 59, 65 und 67): „Trotzdem bleibt es wahr, daß ihre (nämlich der „Modernisten") ganze historische Forschung und Kritik nichts als Philosophie ist, und daß ihre Schlußfolgerungen sich ganz konsequent aus ihren philosophischen Prinzipien ergeben... Alles wird ja a priori entschieden, und zwar nach einem Apriorismus, der voller Häresien steckt... Wenn man sie reden hört über ihre Bibelstudien, die es ihnen ermöglicht haben, all diese Unstimmigkeiten in der Heiligen Schrift herauszuheben, so möchte man glauben, vor ihnen habe kaum ein Mensch die Bibel durchstudiert und es habe niemals jene Unzahl von Gelehrten gegeben, die sie nach allen Richtungen durchgearbeitet haben; Gelehrte, mit denen sie sich an Geist, Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Lebens nicht entfernt messen können." Den Hintergrund, warum sich in den letzten Jahrzehnten die glaubenszerstörende Exegese in der katholischen Kirche durchsetzen konnte und warum deshalb auch dieser kleine Beitrag keine Chance hat, in den etablierten Kreisen Gehör zu finden oder gar rezipiert zu werden, hat derselbe Papst schonungslos offengelegt: „Kritisiert jemand eine derartige ungeheuerliche Neuerung für sich allein, so sieht er sich einer geschlossenen Schar gegenüber; leugnet er sie, so ist er ein Ignorant; nimmt er sie an und tritt er dafür ein, ist er der Anerkennung sicher. Das täuscht viele, die sich bei genauerem Zusehen entsetzt abwenden würden" (S. 69).

er auf eine solche Hilfe nicht verzichten; hier liegt der Hauptfehler von Schweizer, Schnackenburg und noch vielen anderen Exegeten. Wenn nämlich angesichts eines bestimmten Ereignisses zwei Gruppen von Quellen unterschiedliche Angaben zur Teilnehmerzahl machen, so daß die ältere eine konkrete Anzahl nennt („die elf Jünger"), die jüngere hingegen eine allgemeine („die Jünger"), die aber ihrerseits durchaus im Sinne der konkreten verstanden werden könnte, so mögen zwei Ursachen für die Unstimmigkeit verantwortlich sein. Entweder hat der spätere Autor seine Vorlage bewußt korrigieren wollen; das müßte aber aus seinem Text deutlich hervorgehen und ist angesichts der oben dargelegten Angabe in Kap. 21 Vers 24 und 25 im Falle des Johannesevangeliums ausgeschlossen. Oder ihm und seinem potentiellen Leserkreis war die konkrete Zahl so selbstverständlich bekannt, daß er auf ihre erneute Nennung verzichten konnte.

Ein Blick auf die Parallelüberlieferung

Bleibt also nur noch nachzuweisen, daß die Parallelüberlieferung wirklich eine exaktere Information zur Zahl der Teilnehmer an der Begegnung mit Jesus bietet. In *Lk* 24,36–49 ist zweifellos dieselbe Erscheinung des verklärten Herrn wie im Johannesevangelium vorausgesetzt. Die Identität ist einerseits schon durch die Zeitangabe gesichert: Nach *Joh* 20,19 tritt der Heiland am späten Abend des ersten Wochentages unter seine Jünger. Das ist genau der Zeitpunkt, der sich aufgrund der Angaben in *Lk* 24,23; 29; 33 und 36 auch für das Auftreten Jesu im dritten Evangelium berechnen läßt. Überzeugend sind ferner die inhaltlichen Parallelen: Die Furcht der Jünger (*Lk* 24,37 – Jo 20,19); Jesu Gruß an sie (*Lk* 24,36 – Jo 20,20), das Zeugnis der verklärten Wunden (*Lk* 24,40 – *Joh* 20,20), Aufforderung zu ihrer Berührung (*Lk* 24,39 – *Joh* 20,27), die Freude der Jünger über die Begegnung mit dem Auferstandenen (*Lk* 24,41 – *Joh* 20,20). Zwar sind bei dieser Erscheinung nach Ausweis von *Lk* 24,33 außer den Elfen auch noch andere Personen bei ihnen (καὶ τοὺς σὺν ἀυτοῖς – „und die bei ihnen waren"). Die gesamte Gruppe weist Christus ausdrücklich an, in der Stadt Jerusalem zu bleiben, bis er ihnen den Hl. Geist vom Vater geschickt habe (*Lk* 24,48 f.). In der Fortsetzung des evangelischen Berichtes in der Apostelgeschichte greift derselbe Verfasser mit *Apg* 1,4–5 seine Darstellung aus *Lk* 24,36–49 in knapper Form noch einmal auf. Man vergleiche P. Benoit, „Die Himmelfahrt" (in: *Exegese und Theologie*, Ges. Aufsätze, deutsche Ausgabe Düsseldorf 1965, 208 [ursprünglich

RB 56/1949]). Benoit erwähnt dort freilich nur *Lk* 24, 36–43, mindestens die Verse 48 und 49 müßten aber noch hinzugenommen werden, da sie ebenso wie *Apg* 1,4 und 5 die Aussendung des versprochenen Hl. Geistes erwähnen. Im weiteren Verlauf der Apostelgeschichte werden dann später die Personen namentlich aufgelistet, die sich auf den Befehl ihres Meisters hin im Abendmahlssaal versammelt halten. Es sind dies die elf verbliebenen Apostel, zusammen mit „den Frauen, Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen ‚Brüdern'[6] (=Vettern)" (*Apg* 1,14). Der dargestellte Zusammenhang des Anfangs der Apostelgeschichte mit dem Ende des Lukasevangeliums erlaubt uns, die hier genannte Gruppe als diejenigen Personen zu identifizieren, die in *Lk* 24,34 „bei ihnen (= den Elfen) waren."

Daß aber die elf Apostel wesentlich im Vordergrund des Berichtes stehen, läßt sich schon aus der Formulierung bei Lukas erkennen: „die Elf und diejenigen, die bei ihnen waren."[7] Im theologischen Sinne galt das Interesse ganz offensichtlich nur ihnen. So sprach derselbe Lukas als Verfasser der Apostelgeschichte ausdrücklich davon, daß Christus „seinen auserwählten Aposteln (= den Zwölf bzw. Elf) im Heiligen Geist seine Aufträge gegeben hatte." (*Apg* 1,1) St. Paulus konnte daher in *1 Kor* 15,5 sagen, der Auferstandene sei „dem Kephas und danach den Zwölfen erschienen"; diese Information erinnert unmittelbar an *Lk* 24,34 in Zusammenhang mit 33 (wenn man von dem für uns belanglosen Unterschied zwischen den Zahlen „elf" und „zwölf" einmal absieht, die nur eine unterschiedliche Sichtweise desselben Sachverhalts darstellen).

Das Zeugnis des Markus

Eine deutliche Interpretationshilfe bietet auch das Zeugnis des Verses 16,14 im Markusevangelium, wobei das Problem der zeitlichen Einordnung

[6] Zu dem griechischen Begriff ἀδελφοί, der wörtlich übersetzt „Brüder" bedeutet, in Wahrheit aber eine griechische Lehnübersetzung des hebräischen Substantivs אַחִים darstellt, siehe die alle diesbezüglichen Fragen klärende Arbeit von J. Blinzler, *Die Brüder und Schwestern Jesu*, Stuttg. Bibelstudien 21/[2]1967.

Der Schlüssel zur Lösung des Problems liegt in der Erkenntnis, daß das hebräische Wort אָח über eine größere semantische Breite verfügt als der griechische Ausdruck ἀδελφός (Bruder). Vgl. W. Gesenius, *Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch*, [17]1915, Nachdr. Bln. usw. 1962,22. Ein Beispiel aus dem Alten Testament: In *Gen* 31, 23 und 32 sind zweifelsohne nicht die leiblichen Brüder gemeint, sondern entferntere Verwandte. Trotzdem hat die Septuaginta den Plural von אָח mit ἀδελφοί (Brüder) wiedergegeben.

[7] Die theologische Tragweite dieser Formulierung verkennt C.K. Barrett (s. Anm. 4). Vor allem versäumt er es, die übrigen Parallelen heranzuziehen. Immerhin hält er, wenn auch mit Vorsicht, an der Beauftragung der Apostel fest, wie schon seine Kapitelüberschrift im Inhaltsverzeichnis zeigt: „42. Jesus erscheint den Elf. Schluß (20,19–31)" (S. 7).

des Markusschlusses hier außer acht bleiben kann. Auch in *Mk* 16,14 ist offenbar an dieselbe Begegnung des Heilands mit seinen Jüngern gedacht. Man vergleiche nur die – wenn auch im Detail leicht variierenden – parallelen Motive: der gemeinsame Tisch (*Mk* 16,14 – *Lk* 24,41–43), die Ungläubigkeit der Jünger angesichts der Erscheinung des Gekreuzigten (*Mk* 16,14 – *Lk* 24,41), der Missionsauftrag (*Mk* 16,15 – *Lk* 24,47 f.) und der Hinweis auf die Heilswirkung der christlichen Mission bei den Völkern (*Mk* 16,16 – *Lk* 24,47). Und in der Tat werden auch am Schluß des zweiten Evangeliums in 16,14 nur die Elf als Adressaten der Worte Jesu erwähnt!

Der Evangelist Johannes hat nun auf die konkrete Zahlenangabe (wenn man von *Joh* 20,24 f. absieht, s.o.) verzichtet und nur von „den Jüngern" gesprochen, da allgemein bereits bekannt war, um wen es sich handelte. Er verfuhr dabei genau so wie bei seinem Bericht über die Abschiedsrede Jesu im Abendmahlssaal. Auch dort spricht er allgemein von „den Jüngern" (13,5; 22 usw.), obwohl wir aus den zeitlich primären Zeugnissen der Synoptiker wissen, daß der Herr das Letzte Abendmahl nur mit seinen zwölf Aposteln gefeiert hat (*Mk* 14,17; *Mt* 26,20; *Lk* 22,14). Diesen entscheidenden Gesichtspunkt hatte Schweizer verkannt, da er sich in theologisch und philologisch-historisch unzulässiger Weise nur auf das Johannesevangelium beschränkte, als er behauptete, die Abschiedsreden Jesu seien beim vierten Evangelisten an die Jünger insgesamt und damit an alle Gläubige gerichtet. Ähnliche Kritik gilt für die Ausführungen Schnackenburgs (s.o. S. 153f.)

Nur „Adressaten mit Hirtenfunktion" möglich!

Wir haben gesehen, daß die Bevollmächtigung zur Sündenvergebung in *Joh* 20,23 nur den zwölf Aposteln erteilt wird. Von diesem Ergebnis fällt auch Licht auf das richtige Verständnis der ähnlichen Problematik, die mit dem Vers *Mt* 18,18 verbunden ist. Im heutigen Kontext sind, wie schon erwähnt, die Apostel expressis verbis nicht angeführt, vielmehr spricht der Herr nach *Mt* 18,1 zu „den Jüngern". Doch können sich hinter diesem allgemeineren Ausdruck speziell die Zwölf verbergen. Eine solche Behauptung ist nicht aus der Luft gegriffen, nur um etwa die katholische Position mit allen Mitteln zu verteidigen, sondern sie läßt sich über die bisher vorgetragenen Überlegungen hinaus mit einer Reihe weiterer, ernsthafter Argumente plausibel machen[8], die sogar von protestantischer Seite akzeptiert werden.

[8] Ein solches Ergebnis müßte sich bei *ausgewogener* Berücksichtigung wirklich *aller*

So hat R. Bultmann in seinem Standardwerk *Die Geschichte der synoptischen Tradition* darauf aufmerksam gemacht, daß Matthäus sehr häufig den Ausdruck μαθηταί benutzt, darunter aber die Apostel versteht[9] (Göttingen 1979[9], 381); ähnliches gelte auch für Markus (369 f.; daß Markus freilich das Personal gegenüber seiner Quelle bewußt verändert haben soll, läßt sich nicht nachweisen und widerspricht dem katholischen Glauben). Ferner wird man aufgrund des Gleichnisses in den Versen 12 f. wohl an Adressaten mit Hirtenfunktion denken (vgl. *Joh* 21,16 f.); jedenfalls ist dann die Beziehung Vergleichsebene – Realebene enger. Das heißt nicht, daß nicht manche der Lehren, die Jesus in der Rede *Mt* 18,1–20 erteilt, sicherlich über die konkreten Adressaten hinaus an alle Christen gerichtet sind, wie wir schon oben sahen. In diesen Fällen nehmen die direkt Angesprochenen die Funktion von Repräsentanten aller Jünger des Herrn wahr. Außerdem soll Titus, der bevollmächtigte Beauftragte des Apostels Paulus und selbst Bischof (*Tit* 1,5), Zucht- und Ausschlußverfahren durchführen, die durchaus an *Mt* 18,15–18 erinnern. Diese Argumente hat mit Recht der protestantische Neutestamentler J. Jeremias zusammengetragen und sie für gewichtig genug erachtet, um daraus

relevanten wissenschaftlichen Kriterien immer einstellen. J.A. Möhler hat dieser Einsicht in seinem berühmten Werk *Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften* einen tiefsinnigen Satz gewidmet: „Da sich endlich, und Dies ist die Hauptsache, die katholische Kirche als diejenige Stiftung des Herrn anschaut, in welche seine Heilslehre und das Verständniß derselben durch den unmittelbaren Unterricht der Apostel und die Kraft des göttlichen Geistes übergangen ist, so stimmt ihre Forderung, die Schrift, in welcher ja dieselbe Heilslehre unter Leitung desselben Geistes niedergelegt ist, nach ihrer Glaubensregel auszulegen, mit den Forderungen einer ächt historisch-grammatischen Interpretation vollkommen überein, und gerade die gelungenste Auslegung dieser Art müßte am treffendsten ihre Lehren wiedergeben." (Zitat nach der 12. Auflage, Regensburg 1924; die originale Orthographie wurde beibehalten.)

[9] Besonders deutlich ist diese sprachliche Eigenart beim Übergang von *Mt* 26,19 zu 26,20. Während es im Vers 19 heißt „Und die Jünger (οἱ μαθηταί) taten, wie Jesus es ihnen aufgetragen hatte, und bereiteten das Paschamahl vor", erfahren wir aus dem nächsten Vers, daß der Herr nur „mit den Zwölfen" (μετὰ τῶν δώδεκα) zu Tisch ging. Da wohl keiner aus der Gruppe, die die Ultima Cena vorbereitet hatte, durch Christus von der Teilnahme an ihr ausgeschlossen wurde, ist also mit den in Vers 19 erwähnten „Jüngern" niemand anders als die Apostel gemeint.

Freilich ist das vorgetragene Argument allein noch nicht beweiskräftig. Denn es gibt eine Reihe von Fällen, wo auch bei Matthäus nicht sicher zu bestimmen ist, ob mit dem Begriff οἱ μαθηταί wirklich nur die Zwölf oder nicht doch eine größere bzw. auch eine kleinere Zahl von Jüngern gemeint ist. Siehe W. Bauer, *Wörterbuch zum Neuen Testament*, 6., völlig neu bearbeitete Auflage von K. und B. Aland (1988), s.v. μαθητής, 1 b, Sp. 985.

So werden in *Mt* 17,6 mit οἱ μαθηταί nach Ausweis von 17,1 nur die drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes bezeichnet, die Augenzeugen der Verklärung Jesu auf dem Berg werden.

zu schließen, daß die Adressaten von *Mt* 18,18 die Apostel sein müßten (in: Kittel, *Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament*, III/1938, 751). Der schon zitierte katholische Exeget Gnilka, aber auch sein Kollege R. Schnackenburg, der sich für die „Gemeinde" als Trägerin der Binde- und Lösegewalt nach *Mt* 18,18 einsetzt (*Matthäusevangelium*, Die Neue Echter Bibel, Bd. 1, Würzburg 1987, 173), halten die überzeugenden Überlegungen von protestantischer Seite nicht einmal einer Erwähnung wert! Denn daß sie ihnen unbekannt sind, ist angesichts des nicht zu bestreitenden wissenschaftlichen Rangs der beiden Kommentatoren kaum anzunehmen. Schließlich müßte man auch noch berücksichtigen, daß ganz ähnliche Worte in *Mt* 16,19 b bekanntlich ihre Anwendung auf Petrus finden. Wenn es sich um eine Befugnis handelt, die jedem gläubigen Christen zukommt, wieso stehen sie dann innerhalb eines Zusammenhangs, in dem einem Apostel zweifellos außerordentliche Vollmachten übertragen werden? (s. P. Gaechter, *Das Matthäusevangelium*, Innsbruck 1963, 601).

Die Stimme der Tradition

Auch die Stimme der Tradition darf nicht vernachlässigt werden (*Dei Verbum* 12). Leider mißt ihr die moderne Exegese nur noch selten Bedeutung bei. Allen voran sind die Kirchenväter zu hören. Viele von ihnen beziehen unser Herrenwort auf die Apostel, wenigstens zwei Zeugnisse seien angeführt: Hilarius v. Poitiers, *In Matth.* 18,8 (*SC* 258, 82 ff.) und Hieronymus, *Comment. in Matth.* 3, zu 18,18 (*CC SL* 77, 162). Jedoch gibt es auch große Interpreten der Hl. Schrift, die die Meinung vertreten, Jesus spreche in *Mt* 18,18 die zuvor erwähnte *ecclesia* an; selbst Thomas von Aquin urteilte so (*Super Evangelium S. Matthae Lectura*, hgg. von P.R. Cai, Edition Marietti, Turin/Rom 1951, Nr. 1524, S. 233). Es ist tatsächlich vom sprachlichen Aspekt her nicht ausgeschlossen, daß der Evangelist die Adressaten des umstrittenen Verses an das Substantiv „Kirche" des unmittelbar vorangehenden Verses inhaltlich hat angeschlossen wissen wollen, wobei dann die konkret in der zweiten Person Plural Angesprochenen als Vertreter dieser Kirche gedacht wären. Verf. dieser Zeilen neigt einer solchen Lösung zu. Da die gesamten bisherigen Überlegungen damit aber nicht ihre Gültigkeit verlieren, ist die Binde- und Lösegewalt eben doch nur bestimmten, herausragenden Personen, nämlich zunächst den Aposteln, übergeben worden. Die Kirche wurde nun einmal von Christus in hierarchischer Gliederung gegründet. Das lehrt

das gesamte Neue Testament[9a], das lehrt übereinstimmend die Tradition (neben den o.g. Stellen s. vor allem Clemens Rom. Kap. 37). So glossierte auch Johannes Chrysostomus den Begriff ἐκκλησία in *Mt* 18,16 mit: τουτέστι, τοῖς προεδρεύουσιν („der Kirche, das heißt den Vorstehern", *In Matth. hom.* 60,1 – *PG* 57–58, 586). Dies sagt einem auch schon der gesunde, unvoreingenommene Menschenverstand: Wie sollte man sich denn für die Urkirche die Anwendung der Binde- und Lösegewalt durch die ganze Gemeinde vorstellen? Etwa durch allgemeine Beschlußfassung in demokratischer Abstimmung?[10] Dies zu behaupten, würde eine völlige Verkennung der Autorität der Apostel (und der von ihnen zum Dienst Bestellten) in der frühen Kirche bedeuten.

Martin Luthers Interpretation und die seiner modernen Nacheiferer ist also auf jeden Fall unbegründet, wie der Reformator den Vers auch im Detail sprachlich verstanden haben mag. Es ist klar geworden, daß in *Mt* 18,18 den Aposteln (und in ihrer Sukzession den Bischöfen) sowie den von ihnen Beauftragten in der Kirche für den ihnen jeweils anvertrauten Teilbereich eine Gewalt verliehen wird, die für die Gesamtkirche Petrus und seinen Nachfolgern zukommt. Es ist durchaus kein Zufall, daß der Herr in *Mt* 16,19 b sich nahezu derselben Worte bedient, um das Petrusamt in Aussicht zu stellen. Daß andererseits die Funktion Petri – und damit auch der Päpste – weit über die der anderen Amtsträger hinausragt, wird zum einen durch die Tatsache deutlich, daß hier in singulärer Weise ein Einzelner berufen und mit besonderen Gnaden ausgestattet wird. So hat es auch die Urkirche immer verstanden, in der Petrus unangefochten den Primat innehatte (s. den Artikel „Petrus" des protestantischen Gelehrten C.P. Thiede, in: *Das Große Bibellexikon*, Wuppertal/Zürich, Bd. 3/1989, 1166 ff.; vgl. auch die Kapitel „Petrus in der jungen Kirche" (168–287) in

[9a] Vgl. die klaren und konzisen Bemerkungen von P. Hacker (in dem in Anm. 3 zitierten Beitrag, dort S. 238 f.). Der Autor bezog sich zu Recht auf zwei Arbeiten, welche die Grundlegung der hierarchisch gegliederten Kirche durch Christus selbst nach den Zeugnissen der Bibel beleuchtet hatten. Es handelt sich um den Aufsatz *Die Ordnung der Kirche nach den Pastoralbriefen* von H. Schlier (innerhalb des Sammelbandes *Die Zeit der Kirche*, Freibg./Br. 1956, 129–147) und ein frühes Werk von R. Schnackenburg *Die Kirche im neuen Testament* (Quaestiones disputatae 14, Freibg./Br. 1961). Daß es Ämter schon in den ersten christlichen Gemeinden gegeben hat, belegte jüngst noch einmal mit einer Fülle von Zitaten H. Giesen in seinem Aufsatz *Die Fundierung der kirchlichen Ämter im Neuen Testament* (s. voriges Heft S. 117).

[10] Offenbar hatte auch der protestantische Exeget Ed. Schweizer, der sich mit der Mehrzahl seiner Kollegen für die „ganze Gemeinde" als Trägerin der Binde- und Lösegewalt einsetzte, diese Schwierigkeit erkannt, wenn er in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium sagte: „Wie dieses Verfahren durchgeführt wurde, ist schwer zu sagen." (*Das Neue Testament Deutsch*-Teilbd. 2 [1936], [15]1981, 242).

dem schönen Buch *Petrus – Vom Fischer zum Stellvertreter* von P. Berglar, München 1991).

Außerdem wird die Berufung der anderen Jünger zum Amt überboten durch das Szenario einer mit dreifachem Nachdruck formulierten Übergabe der versprochenen Hirtengewalt in *Joh* 21,15–18 sowie dem damit verbundenen, nur an Petrus ergangenen Auftrag, seine Brüder zu stärken (*Lk* 22,32). Hinzu kommt die Erwähnung der Schlüsselgewalt, vor allem aber das Bild vom unüberwindlichen Felsen: „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle (Unterwelt, gr. hades, hebr. *sche' ol*) werden sie nicht überwältigen" (*Mt* 16,18). In der deutschen Fassung bezieht sich das Personalpronomen „sie" eindeutig nur auf die Kirche. Im griechischen Urtext, wie übrigens auch in der lateinischen Version, kann man αὐτῆς (lat. *eam*) sowohl mit μου τὴν ἐκκλησίαν (*ecclesiam meam*, meine Kirche) als auch mit ταύτῃ τῇ πέτρᾳ (*hanc petram*, „diesen Felsen") zusammennehmen. Richard Baumann, ehemals protestantischer Pfarrer, hat diese Zweideutigkeit in das Zentrum eines bemerkenswerten Buches gestellt: *Was Christus dem Petrus verheißt, Eine Entdeckung im Urtext von Matthäus 16* (Stein am Rhein 1988).[11] H. Schauf machte J. Bökmann darauf aufmerksam, daß der bedeutende Theologe der Römischen Schule, C. Passaglia, jene vom Urtext gebotene Möglichkeit schon im vorigen Jahrhundert diskutiert hatte (*Commentarius de praerogativis Beati Petri Apostolorum Principis*, Regensburg 1850, 460 ff.); Bökmann erwähnte die Baumanns Ergebnisse in gewisser Weise bestätigende, auch heute noch wichtige Arbeit zum Papsttum in seiner Vorstellung des damals neu erschienen Buches (*Theologisches* 18,6/1988,

[11] In welchem Kontrast zu der katholischen Arbeitsweise eines Protestanten, der sich jahrzehntelang intensiv gerade mit dem Thema des päpstlichen Primates beschäftigt hatte, den er mit der katholischen Kirche als von Christus selbst eingesetzt betrachtete, steht folgende „protestantische" Auskunft des *Erwachsenenkatechismus* (hgg. von der Deutschen Bischofskonferenz 1985, [4]1989, 302) zur Historizität von *Mt* 16,18–19: „Dieser Text wirft für die Auslegung Fragen auf. Auch wenn ihn viele Schriftausleger im jetzigen Wortlaut nicht dem irdischen Jesus zuschreiben, so sind Auftrag und Vollmacht des Petrus, wie wir gesehen haben, doch im Wirken und Sprechen Jesu verankert." Es sei den von Bultmann und seinen Epigonen angehauchten Verfassern dieser Bemerkung dringend empfohlen, für eine Neuauflage des *Erwachsenenkatechismus* eine offenkundige Lücke ihres exegetischen Wissensstandes durch die Lektüre einer wiederum protestantischen Arbeit zu schließen und das gläubige Gottesvolk fürderhin nicht zu verunsichern: Gerhard Maier konnte in sorgfältiger Auseinandersetzung mit allen Argumenten der „vielen Schriftausleger" nachweisen, wie fest die berühmten Worte an Petrus im Kontext und im Denken Jesu verankert sind („Die Kirche im Matthäusevangelium: Hermeneutische Analyse der gegenwärtigen Debatte über das Petrus-Wort Mt 16,17–19", in: *Das Petrusbild in der neueren Forschung*, hgg. von C.P. Thiede, Wuppertal 1987, 171–192).

302 Anm. 22). Mit Blick auf die jüdische Vorstellungswelt, die hinter *Mt* 16,18 steht, ferner unterstützt durch eine Reihe von Kirchenvätern, trat Baumann sogar für einen primären Bezug von αὐτῆς auf ταύτῃ τῇ πέτρᾳ ein. Exakt philologisch entscheiden läßt sich die Frage vermutlich nicht. Immerhin scheint die Reihenfolge der griechischen Wörter den Bezug von αὐτῆς doch eher auf das näherliegende μου τὴν ἐκκλησίαν als auf das entferntere ταύτῃ τῇ πέτρᾳ zu empfehlen. Auf jeden Fall kann auch bei dem traditionellen Verständnis die Kirche nur deshalb nicht überwunden werden, weil sie auf einen unüberwindbaren Felsen, auf Petrus (und seine Nachfolger), gebaut ist.

Die Kirche basiert auf dem Petrusamt

Es bleibt gewiß Baumanns Verdienst, durch seine Untersuchung der Fachwelt (soweit jene sie zur Kenntnis nimmt), aber auch allen Christen erneut ins Bewußtsein gerückt zu haben, wie eng die von Christus gestiftete Kirche nach Ausweis des Neuen Testaments mit dem Petrusamt verwachsen ist. Diese Einsicht läßt die alte katholische Weisheit in neuem Glanz erstrahlen: *Ubi Petrus, ibi Ecclesia.* Baumann, der ihr schon früh auf die Spur gekommen war, setzte sich dann kompromißlos für eine echte Ökumene im Geiste der Wahrheit ein. Dieser Eifer kostete ihn sein Pfarramt und brachte ihm jahrelange Verfolgung ein, bis er 1982 im Alter von 80 Jahren zur römisch-katholischen Kirche übertrat (s. Vorwort von J. Bökmann zu Baumanns Buch, S. 16).

Zwei Auffassungen von Liturgie und ihrer Zukunft

Von Andreas Schönberger

Die Zeitschrift *Gottesdienst*, die als „Information u. Handreichung der Liturgischen Insitute Deutschlands, Österreichs und der Schweiz" firmiert, widmete den Leitartikel ihrer Nr 7 vom 9. April 1992 der Studientagung 1991 der Basler Liturgischen Kommission. Die Überschrift des Beitrages: „Von der Kunst, Gottesdienst zu feiern" ist identisch mit dem Titel eines

Buches, das wir in Heft 5/1991 der *UVK* (S. 285 ff.) besprochen haben: *De Arte Celebrandi oder von der Kunst, Gottesdienst zu feiern.* Der Autor des Buches, Werner Hahne, hielt auch das Referat der Studientagung vom 11.–13. November 1991 in Bethanien. Der *Gottesdienst*-Artikel von Felix Dillier faßt „die Hauptstränge seiner Überlegungen über die Theologie des Gottesdienstes und die Einsichten und Ergebnisse der Studientagung" zusammen.

Wenige Wochen zuvor veranstaltete die *Fraternité de la très Sainte Vierge Marie* (Bagnoregio/Italien) im Heiligtum *Notre Dame du Laus* (Diözese Cap-französische Alpen) drei „Tage doktrinaler, geistlicher und liturgischer Vertiefung", deren Konferenzen in mehreren Faszikeln resümiert sind. Ein vergleichender Blick auf die Ergebnisse bzw. Tendenzen der beiden Tagungen dürfte sich lohnen.

„Liturgie ist ein Spiel des Glaubens in vielfältiger Form und mit passenden Mitteln", lautet die einleitende Feststellung des Berichts über Basel. Als einer der drei Grundvollzüge des christlichen Lebens (Leiturgia – Martyria – Diakonia) ist die Liturgie in dieser Sicht „Mut zu Fest und Feier". Den Hintergrund zum Verständnis der Liturgie als „Spiel" bilden die Erörterungen, die Hahne in seinem bereits erwähnten Buch diesem Thema gewidmet hat[1]. Im vorliegenden Rahmen ist eine eingehende Auseinandersetzung mit seinen Thesen natürlich nicht möglich. Zu einem Teil ist das auch in der eingangs angeführten Besprechung bereits geschehen. Eine Anmerkung sei jedoch erlaubt: Auch wenn sich der Gedanke von der Liturgie als „Spiel" u. a. auf so bekannte Namen wie Romano Guardini und *Hugo* Rahner berufen kann, seine Entfaltung durch Hahne scheint eher der Untermauerung seiner eigenen Vorstellung vom liturgischen Gottesdienst zu dienen. Danach ist *„die Ortsgemeinde* ... die Spielpartnerin Gottes und zugleich die Spielleiterin der im Glauben Versammelten, die den notwendigen Spielraum schafft und die Mittel zum 'Spiel der Befreiung' zur Verfügung hat und bereitstellt. Sie ist die 'Gemeinschaftskirche', die ‚das messianische Fest' feiert." Und Jürgen Moltmann zitierend: „Eine religiöse Betreuungskirche für das Volk wird ihre Gottesdienste als kirchliche 'Veranstaltungen' immer zu festgeprägten Feiern stilisieren und sie als Rituale mit sozialen Funktionen verstehen, die den jeweiligen Bedürfnissen der Menschen in bestimmten sozialen Schichten angepaßt sind. Eine Gemeinschaftskirche des Volkes aber wird sich selbst als Subjekt ihrer Versammlungen begreifen und sie darum zu Festen ihrer eigenen Geschichte mit Gott gestalten" (op.cit. S. 315).

[1] Werner Hahne: *DE ARTE CELEBRANDI oder von der Kunst, Gottesdienst zu feiern* – Entwurf einer Fundamentalliturgik, Herder Freiburg · Basel · Wien 1991.

Die Ablehnung der – auch von vielen „Pastoraltheologen" – sogenannten „Betreuungskirche" mit ihren „festgeprägten" und „stilisierten" Feiern gehört ihrerseits zu den fünf Grundzügen der „ars celebrandi", wie sie in dem Basler Bericht (immer in Anlehnung an Hahnes Buch) angeführt werden: „In der Liturgie wird der Widerstand gegen überlebte Tradition und christlich nicht verantwortbare Praxis gewagt und eingeübt"[2]. Auch auf die moderne Kunsttheorie eines *Umberto Eco* beruft sich Hahne, mit deren Hilfe es gelinge, „den Liturgie-Feiernden" den Ausbruch „aus der Beschränkung überlebter Muster des christlichen Gottesdienstes" zu ermöglichen „und die unbeschreiblich vielfältigen Möglichkeiten zu entdecken und freizusetzen, die den zur 'Feier des Pascha-Mysteriums' Versammelten offenstehen, sobald sie dieses 'Mysterium' als personalsakramentale Begegnungsweise und Kommunikationsmöglichkeit verstehen" (op.cit. S. 385) – die zuletzt genannten Begriffe erfahren bei Hahne natürlich eine spezifische Deutung, auf die wir aber nicht näher einzugehen brauchen).

„Falschspieler" oder „Neinsager"

Was unter diesen Voraussetzungen von der „alten Liturgie" zu halten ist, ergibt sich – auch wenn diese nicht namentlich genannt wird – etwa aus folgender Auslassung: „Die Spiele auf dieser Erde, auch die Spiele des göttlichen Spielpartners, der Kirche, sind und bleiben störanfällig. Sie sind gefährdet von Spielverderbern und solchen, die das Spiel verunmöglichen, weil sie zum Mitspielen nicht bereit sind". In einer Fußnote wird dann mit A. Paus unterschieden „zwischen dem 'liturgischen Heuchler'", der als „Falschspieler auf dem Boden einer liturgischen Bewegungsform" qualifiziert wird, und dem „liturgischen Neinsager" ... (op.cit. S. 286/287). Bleibt für die „Konservativen" nur die Qual der Wahl zwischen „Falschspieler" oder „Neinsager" oder beidem zugleich...!

Von der Liturgie als „Spiel" war in *Laus* selbstverständlich keine Rede. Zwar verneinte man zu Recht eine Reduzierung der Liturgie auf „eine

[2] Im Kommentar zu diesem 3. Grundzug der *ars celebrandi* heißt es in Hahnes Buch u. a.: In dem Widerstand der *Gemeinde* „gegen eine überlieferte, aber überlebte Scheinordnung, gegen zu Konventionen und Klischees heruntergekommene Sprachformen, gegen zu Diabolen verkommene Symbole, gegen zu museal kostbaren Kulturgütern gewordene Kirchenräume und Gerätschaften, gegen zu Hierarchen und 'Kirchenfürsten' hochstilisierte Kultdiener überwindet der Gläubige und mit ihm die Kirchen den in ihnen angelegten Kitsch, die Lüge, den 'falschen Schein' des Heiligen – das sprichwörtlich Schein-Heilige –, die überlebtes Übereinkommenes zum Sakralen und damit zum Unantastbaren erklären" (*op.cit.*, S. 373).

Sammlung von Riten" – auf eine rein äußerliche Definition also – und befindet sich insofern in einer gewissen Übereinstimmung mit der Basler Liturgischen Kommission –, um dann aber Pater Thédossios-Marie de la Croix[3] zu zitieren:

„Die Liturgie ist eine wirksame und ontologische aktive Aktion der Kommunikation mit dem heiligen Ursprung, mit Gott, eine reine Aktion des Betens und des Lobens, eine Erhebung des Geistes und ein Akt der Verherrlichung. Für die Erde im Zustand der Sünde aber ist die Liturgie Sprache, Aktion und Weg zur Unterwerfung unter die geheiligte Anfangsordnung der Schöpfung, Weg zur Wiederherstellung der verletzten heiligen Ordnung und Weg der Unterweisung; Bekundung der Liebe und der Verbindung des Geschöpfes mit dem Erlöser und demnach mit der Heiligen Dreifaltigkeit."

Auch wenn diese Definition keine ausdrückliche Rangfolge zwischen den einzelnen Zielen der Liturgie aufstellt, läßt sich eine solche allein schon aus deren Reihenfolge ablesen. Die wahre Werthierarchie in der Liturgie ergibt sich aus der Bedeutung, den die Fraternität und ihr Stifter dem *Sakralen* beimessen. So wird P. Thédossios von der „Fraternité" mit folgendem Text zitiert: „Der du einen Weg zur Erkenntnis oder eine Ur-Einsicht suchst, sollst wissen, daß es nur einen Weg der Erkenntnis und nur eine grundlegende Erkenntnis gibt: die Wahrnehmung des Wesens des Sakralen. Nur die Wahrheit führt zur Wahrheit. Was der Finsternis Helle bringen kann, damit ein Mensch zum Lichte gelangt, ist das Licht selber. Laß deine Gedanken ruhen und bleibe in der Liebe, damit dieses Geheimnis der Erkenntnis bis hin zu deiner Seele gelangt, sie anrührt und ihr ein Zeichen hinterläßt.

Was dir die Wahrnehmung des Sakralen verleihen kann, ist das Sakrale. Der Weg, der dich zur Erkenntnis des Sakralen führt, ist der sakrale Weg. Vergiß das nie, der du nach der Erkenntnis trachtest, um dich in friedvoller Harmonie mit der Schöpfung zu fühlen.

Niemand ist imstande zur unaussprechlichen Süßigkeit des Wahren zu gelangen ohne die Fähigkeit der Unterscheidung zwischen sakral und profan. Denn das ist die Fähigkeit der Unterscheidung zwischen Leben

[3] Der am 19. Mai 1989 verstorbene Stifter der *Fraternité de la Très Sainte Vierge Marie*, P. Thédossios-Marie vom hl. Kreuz, ist in der orthodoxen Kirche seiner griechischen Heimat aufgewachsen. Durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche und seine Weihe zum Priester verband er in sich selber auf glückliche Weise das liturgische Erbe der Ostkirche mit dem der lateinischen Kirche. Gerade seine geistige Herkunft aus der Orthodoxie machte ihn besonders empfänglich für die Werte der Tradition und des Sakralen in der Liturgie.

und Tod. Wen die göttliche Gnade von den zahlreichen Ursachen der Verblendung befreit, der kann die Fähigkeit der Unterscheidung erlangen. Dieser Mensch kann im Besitz des Wahren die Gewißheit des Wahren erhalten. Angesichts der Werke des Menschen, unter einem strahlenden Himmel oder in der tiefen Nacht, inmitten der Freuden und inmitten der Schmerzen der Erde, spricht er: Das ist profan – das ist sakral.

Diese Gabe der Unterscheidung ist selber sakral, lebt man doch bereits im Sakralen, sobald man es zu erkennen versteht. Das Sakrale ist unendlich in seiner Manifestation, seiner Dauer, seinem Wesen und seiner Herrlichkeit. So also ist auch die Fähigkeit zu unterscheiden, vielfältig und unendlich im Bereich des Sakralen. Wer den sakralen Weg beschreitet, erkennt die Unendlichkeit der sakralen Wirklichkeit. Er erkennt die Unendlichkeit seines eigenen Weges und wird unendlich demütig. Er erkennt, schreitet voran und spricht: Alleluja. Sich mehr und mehr seiner Ewigkeit bewußt, steigt er hinauf, der Ordnung des ursprünglichen Bundes entgegen. Er bewegt sich vorwärts auf dem ewigen Wege und spricht zur Ewigkeit: Alleluja."

Dieser Begriff des Sakralen fehlt im Bericht über die Basler Tagung völlig. Zwar ist darin von der „anabatisch-latreutisch-kultischen Dimension" die Rede, die dem Charakter des Heiligen der Liturgie wohl am nächsten kommt, doch geht es Hahne und seinem Anhang dabei gerade um „die Überwindung" der angeblich „einseitigen Betonung" (wohl in der alten Liturgie?) dieser Dimension „durch das Beachten der katabatisch-soteriologischen Dimension (Zuwendung Gottes) sowie der diabatisch-transitorischen Dimension (Verwandlung des Menschen durch Jesus Christus im Heiligen Geist)". In unserem *UVK*-Aufsatz in Heft 5/1991 haben wir bereits darauf hingewiesen, „das die ‚alte Liturgie' sehr wohl auch die 'katabatischen' (absteigenden) bzw. 'soteriologischen' (heilbringenden) Aspekte im Blick hatte". Daß sie allerdings „in Abhängigkeit vom kultischen Aspekt gesehen" wurden (S. 288), wie *Mediator Dei* beweist! Den gleichen Tatbestand drückt die „Fraternité" aus, wenn sie in der 5. Konferenz in *Laus* am 20. Oktober 1991 die Definition von P. Thédossios kommentierte: „Die Liturgie beinhaltet demnach eine doppelte Realität. Eine himmlische Wirklichkeit, die Lob, Danksagung, Anbetung ist, und eine irdische Wirklichkeit in Form von Wiederherstellung, Sühne, Genugtuung. Sie wendet sich demnach zugleich der Ewigkeit zu, wo Gott wohnt, und der Zeitlichkeit, in der die sündigen Menschen in Erwartung der Erlösung leben."

Vom „Opfercharakter" ist keine Rede

„Wiederherstellung, Sühne, Genugtuung" scheinen für Hahne und seine Anhänger unbekannte Begriffe zu sein, was nicht verwundert angesichts der Tatsache, daß bei ihnen von allen möglichen Charaktern der Liturgie die Rede ist, nur nicht vom Opfercharakter der Heiligen Messe. Statt dessen entwickelt man eine eigene Theorie der „Verwandlung": „In der Gottesdienstfeier werden Modelle der erforderlichen Umkehr und Veränderung entwickelt, durchgespielt und verifiziert". Der „befreiungstheologische" Ansatz, der hier zum Vorschein kommt, läßt sich Hahnes „Fundamentalliturgik" entnehmen, in der es heißt: „Die Gläubigen befreien sich im Gottesdienst von der thematischen Beschränktkeit volksfrommen Tuns und stellen sich sozial-kritisch der Wirklichkeit ihrer Welt und Zeit. So wird ‚ihr' liturgisches Tun wieder politisch bedeutsam und schöpferisch-alternativ zu den gesellschaftlich verbrämten Lügen der 'Heute'- und 'Kitsch-Gesellschaft', deren verführerische Bedrohungen und Gefährdungen nicht länger geflissentlich übersehen werden und draußen vor bleiben, vielmehr als Aufgabe und Herausforderung der Christus-Gläubigen zum Widerstand und zum Entwurf von Gegenmodellen erkannt werden" (S. 374).

„Niemand jammert über Traditionsverlust!"

Der folgende Passus aus Hahnes Buch verdient trotz seiner Länge zitiert zu werden, zeigt er doch klar, was die „neue Liturgie" à la Hahne im Schilde führt: „In einem von der ‚ars celebrandi' geprägten Gottesdienst jammert niemand über die 'Krise' und den 'Traditionsverlust' der post-christlich-abendländischen Kultur. Die Christus-Gläubigen lassen sich vielmehr in der dem Glauben möglichen und typischen Gelassenheit auf diese 'Krise' ein, wie der göttliche Logos sich in der Inkarnation auf die 'Dauerkrise' der sündigen, von Gott abgekehrten Welt eingelassen hat. Sie erkennen dabei, daß die 'Krise' in ihnen und ihrer Kirche präsent ist und von ihnen selber und der ganzen (sündigen) Kirche mit genährt und getragen wird. Aus dieser Erkenntnis finden sie zur Umkehr, zur Metanoia, zur Diabase, lernen sie sich als 'Avantgarde-Künstler' verstehen, deren Aufgabe es ist, 'Fortschritte' auf die alternative Lebens- und Gesellschaftsform des Reiches Gottes hin zu wagen. Sie begreifen, daß der Gott, der von sich sagen kann: 'Seht, ich mache alles neu' (Offb 21,5) *im immer Neuen gesucht werden muß* und immer neu gefunden werden will. Sie verschreiben sich

nicht länger der Bewahrung des alten, Überlebten, sondern sind kritisch geworden gegenüber der '*sinnlosen, von den Vätern ererbten Lebensweise*' (1 Petr 1,18), die weder die beiden Weltkriege dieses 20. Jahrhunderts, noch den Nationalsozialismus in Deutschland zu verhindern vermochte, die sich auch nicht gescheut hat, nach Ausschwitz und Hieroschima Gottesdienst so weiter zu feiern als ob nichts geschehen sei. Sie bemühen sich deshalb ab *mit neuen Entwürfen*, aus denen die Schönheit der 'neuen Schöpfung' (Gal 6,15) bereits auf-'scheint'" (vielleicht in den Massenabtreibungen unserer Tage? – Hervorhebungen A.S.).

In welchem Umfang heute mit Worten „Falschmünzerei" betrieben wird, zeigt der Bericht der BLK besonders deutlich am Beispiel der „diabatisch-transitorischen Dimension (Verwandlung des Menschen durch Jesus Christus im Heiligen Geist)" des Gottesdienstes als eines der „Grundvollzüge des Christseins in der Gemeinde" – an anderer Stelle ist sogar von der „Theosis (Vergöttlichung) des Menschen der östlichen Theologie" die Rede. Wer diese Aussagen unvoreingenommen liest, der könnte glauben, man meine damit das, was Pius XII. in *Mediator Dei* mit dem Röm. Pontifikale (Altarweihe) jenen Christen, „die sich zur Teilnahme an den heiligen Geheimnissen des Altares nahen", mahnend ins Gedächtnis ruft: „'Es walte auf diesem ... Altar der Kult der Unschuld, es werde hingeopfert der Hochmut, erstickt der Zornmut, getroffen die Ausschweifung und jede Begierlichkeit, es werde statt der Turteltauben dargebracht das Opfer der Keuschheit und der Schuldlosigkeit'. Während wir also um den Altar versammelt sind, sollen wir unser Inneres derart umformen, daß, alles, was Sünde in ihm ist, völlig ausgelöscht, jedoch mit Eifer gepflegt und gestärkt werde alles, was durch Christus das übernatürliche Leben nährt, so daß wir zusammen mit der makellosen Opferhostie ein dem ewigen Vater wohlgefälliges Opfer werden".

Zwar lesen wir bei Hahne, liturgisches Handeln sei „an Christus orientiertes Handeln, in dessen Sinne und Nachahmung nur handelt, wer sich wie er auf die Kenose in die Welt hinein und die Diabase durch den Tod hindurch eingelassen" habe (*op.cit.* S. 372), doch das ausschlaggebende Element bei der Liturgie ist für ihn die versammelte Gemeinde und ihre Kommunikation: „Das entscheidende Zeichen in der liturgischen Kommunikation ist die versammelte Gemeinde als Sammlung der vielen einzelnen Individuen. Die horizontale Kommunikation ist Zeichen für die Möglichkeit der vertikalen", erfahren wir im Basler Bericht. Und Hahne versteigt sich in seiner Fundamentalliturgik sogar zu der Behauptung: „In diesem Spiel (der Gottesdienst-Versammlung) *findet der einzelne in der, mit der und durch die Gemeinschaft der Glaubenden*, den Spiel-

und Kommunikations-Partner, der ihn *in die volle Wahrheit des Lebens* einführt und ihm die Einsichten vermittelt, die es ihm erlauben, dem von Gott geschenkten, von Christus befreiten und im Heiligen Geiste heute zugänglichen LEBEN zu vertrauen, zuzustimmen und es festlich zu feiern. Der Gottesdienst wird so zum immer aufregenden und anregenden 'Spielraum' und 'Spielfeld', in dem und auf dem die Christus-Gläubigen ihre 'Glaubenssprache' und ihre 'Glaubens-Zeichen' erlernen, erweitern und erneuern können" (*op.cit.* S. 376 – Hervorhebungen A.S.).

Bühne für „Gottesdienst-Mimen"

Etwas weiter unten schreibt Hahne: „Der in der ‚ars celebrandi' bewanderte 'Gottesdienst-Mime' weiß, daß Gottesdienst nur solange nicht 'Ausstieg aus der Zeit und Wirklichkeit' ist, als er aus dem (christlichen) Alltag heraus gestaltet ist und in den (christlichen) Alltag wieder hineinführt. Er weiß, daß dieser Alltag heute nicht der gleiche ist, wie zu Jesu Zeiten in Nazareth. Der christliche 'Gottesdienst-Mime' hütet sich deshalb, im Stile der 'Oberammergauer Passionsspiele' oder amerikanischer Bibelfilme wie 'Der König der Könige' Jesus-Leben nachzuspielen. Er weiß, daß es seine Aufgabe ist, in der 'Freiheit der Kinder Gottes' heute, unter den Bedingungen der Masse-, der Konsum- und Kitsch-Gesellschaft Jesus nachahmend darzustellen in der Gewißheit des Glaubens, daß dieser Jesus als der Christus Gottes heute durch ihn den Christus-Mimen, der in der Feier des 'Pascha-Mysteriums' an sich die Verwandlung des Pascha hat vollziehen lassen, in der 'Versammlung der Christus-Mimen am Ort' im Heiligen Geist – d. h. zwar anders als damals aber nicht weniger real als damals – gegenwärtig ist bzw. wird" (op.cit., S. 376).

Das Konzil bemerkt zu „der Person dessen, der den priesterlichen Dienst vollzieht", daß „derselbe (Christus) das Opfer jetzt darbringt durch den Dienst der Priester, der sich einst selbst am Kreuz dargebracht hat" (*Sacrosanctum Concilium,* Nr. 7). Die Frage stellt sich, was ein „Gottesdienst-Mime" im Sinne Hahnes noch gemeinsam hat mit dieser Definition des Priesters. Und dies um so mehr, als für ihn Christus selber sein Priesteramt vollzieht „in der Ortsgemeinde und durch die Ortsgemeinde" (op.cit. 314).

Wie sich im einzelnen konkret „die Verwandlung des Menschen durch Jesus Christus im Heiligen Geist" vorstellen, wenn er durch die „Gemeinschaft der Glaubenden" eingeführt wird „in die volle Wahrheit des Lebens"? Erhält hier nicht „die Versammlung am Ort" eine Art „*ex-opere-*

operato-Funktion" *sui generis*, in der die von Pius XII. zurückgewiesene Überbetonung der Gemeinschaft und ihrer Rolle bei der Meßfeier in einer neuen und ungleich radikaleren Form wieder auftaucht? Aus dieser Verabsolutierung der „Versamlung vor Ort" erklären sich auch die den *Gottesdienst*-Bericht abschließenden „pastoralliturgischen Folgerungen": „Die Gottesbegegnung im Wort verlangt Verkündigung in Lehre (Homilie) und Zeugnis. Die ganze Versammlung ist als Subjekt der Christusanamnese zu begreifen; alle haben Anteil an der Verkündigung.

Die Entwicklung zeitgemäßer Formen aus der Besinnung auf die apostolische Zeit (vor 150 n. Chr.) tut not. Solche Formen können beispielsweise sein: Glaubenszeugnis der Anwesenden in ihrer Sprache, prophetische Reden, Worte der Offenbarung, der Erkenntnis und der Belehrung, Zungenreden und deren Auslegung (vgl. auch die Richtlinien für Meßfeiern kleiner Gemeinschaften)."

Sehen wir einmal davon ab, daß diese Vorschläge im Widerspruch zu der Aussage Hahnes stehen, Gott müsse „im immer Neuen gesucht werden". Sehen wir auch davon ab, daß selbst ein großzügig ausgelegter *Novus Ordo Missae* für solche „charismatische" Kundgebungen eigentlich keinen Raum läßt: Die Frage, wie der Gläubige tatsächlich der „diabatisch-transitorischen Dimension" der Liturgie in Gestalt seiner echten „Mentanoia", seiner fortschreitenden Bekehrung, gerecht wird, beantwortet weder Hahne selber noch die Basler Liturgische Kommission.

Krise – oder Fortschreibung der Reform?

Um so eindeutiger ist die Antwort, die uns die „Fraternité" in ihrer 6. Konferenz am 20. Oktober 1991 über „die innerliche liturgische Erneuerung" gibt. Angesichts der Schwere der derzeitigen liturgischen Krise (die BLK spricht stattdessen lieber von der notwendigen „Fortschreibung der Liturgiereform") ginge es weniger darum, Gewohnheiten und Denk- und Empfindungsschemen zu ändern, sondern vor allem eine wahrhaft *innere* Erneuerung zu leben und zu fördern. Nach einem Hinweis auf die Stelle bei Lukas 17, 20–21, daß „das Reich Gottes in euch ist", heißt es dann:

„Die Liturgie ist vor allem innerliches, unsichtbares und göttliches Tun. Sie drückt sich aus, offenbart sich und übermittelt das Geheimnis, das sie enthält, mit Hilfe äußerer Zeichen. Doch ihre Bewegung, ihre Entfaltung, ihr Voranschreiten und Verweilen, haben ihren Ausgangspunkt stets im Inneren." Eine Bestätigung ihrer Sicht findet die „Fraternité" in der Konzilkonstitution: Es ist der Liturgie eigen, „zugleich göttlich und

menschlich zu sein, sichtbar und mit unsichtbaren Gütern ausgestattet, voll Eifer der Tätigkeit hingegeben und doch frei für die Beschauung, in der Welt zugegen und doch unterwegs; und zwar so, daß dabei das Menschliche auf das Göttliche hingeordnet und ihm untergeordnet ist, das Sichtbare auf das Unsichtbare, die Tätigkeit auf die Beschauung, das Gegenwärtige auf die künftige Stadt, die wir suchen" (*Sacrosanctum Concilium,* Nr. 2).

Spirituell – aber nicht „psychisch"

Da die Liturgie in ihrem Kern spirituell ist und nicht „psychisch", darf sie weder dem Gutdünken des Zelebranten und seinen Gefühlen noch denen der Versammlung untergeordnet werden. Das Menschliche, das *per definitionem* veränderlich und unbeständig ist, muß sich in der Liturgie dem Göttlichen unterwerfen, das in einer unveränderlichen Ordnung des Friedens lebt. Das „Psychische" hingegen folgt der Neigung der Natur. Ohne wirklich geistlichen Kampf, Demut und Gehorsamsgeist der Kirche gegenüber, kann der „psychische" Mensch der Illusion erliegen, er werde vom Heiligen Geist geführt, während er doch den Antrieben seines eigenen Geistes folgt: „Der natürliche (psychische) Mensch erfaßt nicht, was vom Geiste Gottes kommt; ihm erscheint es töricht" (1 *Kor* 2,14). „In der Endzeit werden Spötter auftreten, die nach ihren gottlosen Lüsten wandlen. Das sind Leute, die Spaltungen hervorrufen, sinnliche (psychische) Menschen ohne Geist" (*Jud* 18–19).

Statt mit Hahne „die ‚Entsakralisierung' des christlichen Gottesdienstes nicht beklagens- sondern begrüßenswert" zu finden (*op.cit.,* S. 388), legen die „Fraternité" und ihre Stifter den größten Wert auf „die Unterscheidung des Sakralen". Nur allzu oft nennt man nämlich „sakral", was diese Bezeichnung nicht verdient. Das wahre göttliche Sakrale ist gekennzeichnet durch eine geheimnisvolle, innerliche und geistige Wesenheit. Dabei ist es durchaus möglich, daß man zwar nach außen hin sakrale Handlungen vollzieht, in seinem Herzen aber das Heilige profaniert, weil der Seele das ernstliche Verlangen fehlt, das eigene Leben nach dem Geheimnis auszurichten, welches man feiert: „Heuchler! Treffend hat Isaias von euch geweissagt: Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz ist jedoch fern von mir. Umsonst verehrt es mich. Denn Menschensatzungen stellt es als Lehren auf" (*Mt* 15, 7–9). Ja, man kann sogar das Wort Gottes seines Inhaltes entleeren und die Heilige Tradition verfälschen[4], wenn man nicht

[4] Wie Gottes Wort und die Heilige Tradition verfälscht werden, konnte der Verfasser wie-

mit allen Fasern seines Herzens am Kern der Botschaft des Evangeliums festhält: „Selig die Armen im Geiste... Selig die Sanftmütigen... Selig die reinen Herzens... Selig die Friedfertigen..."

Um die Liturgie zu „sakralisieren", muß man vom Zentrum der Sakralisierung selber ausgehen: vom Herzen Christi, das sanftmütig ist und demütig.

So gesehen hat die derzeitige Krise der Liturgie, ihre Herabstufung und Reduzierung auf das Profane und Triviale bei vielen Priestern und Gläubigen ihre Ursache nach Meinung der „Fraternité" nicht zuerst in der Liturgie als solcher, sondern ist vor allem geistlichen Ursprungs. Schuld daran trägt das Eindringen des Geistes der Welt in die Heilige Kirche, der auf der einen Seite das krampfhafte Festhalten an toten Formeln hervorruft und auf der anderen Seite die leichtfertige Preisgabe der Disziplin, die vulgäre Spontaneität, die Sucht, der Mode zu folgen und zu gefallen statt „sakralisierend" aufzuerbauen.

Dieses Versagen der Hirten und Gläubigen, das sich in der Liturgie durch ein Nachlassen des Glaubens an die Realpräsenz und die wichtigsten Glaubenswahrheiten, wie das Geheimnis der Menschwerdung, der göttlichen Gnade und alles, was die Allerseligste Jungfrau Maria betrifft, offenbart und im Alltagsleben im Absinken des sittlichen Niveaus, verhindert die Wahrnehmung des Geheimnisses des liturgischen Lebens.

Daher muß die einzig wahre Lösung für die zahlreichen Probleme, die das liturgische Leben stellt, gesucht werden in einer immer vollkommeneren persönlichen Bekehrung, einer beständigen Reinigung und Erhebung,

der einmal bei der Erstkommunionfeier am Weißen Sonntag 1992 in seiner Heimatpfarrei erleben. Thematischen Schwerpunkt der Feier bildete das vom Zelebranten ausgewählte Evangelium der wunderbaren Brotvermehrung. Es gestattete dem Herrn Kaplan, der mit seinem Pfarrer und Dechanten konzelebrierte, mehr als ein dutzendmal vom „Mahl" zu sprechen und vom „Brot", das es zu teilen gilt. Die Vorlesung des Evangeliums wurde von einigen Kindern „mimisch" begleitet, die zum Schluß desselben die „Körbe mit den übriggebliebenen Stücklein" vor den „Volksaltar" brachten. Von dort aus wurden die Kommunionkinder zu ihren Eltern geschickt, um ihnen „zum Dank" einen Rosinenweck aus den Körben zu überreichen. (Nach der Messe hielten Meßdiener/innen die Körbe an den Ausgängen den Gläubigen zur Bedienung hin.). Die einseitige Betonung des sozialen Charakters der Messe wurde zeichenhaft deutlich beim Vaterunser, als Zelebranten und Kommunionkinder „Händchen haltend" den Altar umstanden. Fast überflüssig zu sagen, daß das Wort „Kreuzesopfer" in dieser Erstkommunionmesse nicht auftauchte, und daß die Kommunion der Kinder als Begegnung mit dem „Freund" Jesus interpretiert wurde, während der entscheidende Aspekt der *Vereinigung* mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele des Gottmenschen völlig unter den Tisch fiel.
Als Pfarrer und Dechant am Schluß der Messe unter Berufung auf das Wort „Eucharistie" den für die Vorbereitung des Gottesdienstes Hauptverantwortlichen – z. T. mit launigen Worten – dankte und „spontaner" Beifall ausbrach, war klar, daß die „ars celebrandi" der „Gottesdienst-Mimen" eines Hahne leider keine blutleere Theorie mehr ist...

in einer Geduld und Stärke im geistlichen Kampf, die Maß nimmt an den Heiligen Gottes, jenem strahlenden Heer, das die Himmelskönigin umgibt, das mit den heiligen Engeln für uns kämpft, das den Herrn in der Ewigkeit anbetet. Das ganze Leben des Christen muß liturgisch werden. Dann wird die Einheit der Lebensgestaltung die notwendige Unterscheidung zwischen „sakral" und „profan" ermöglichen.

Soweit die „Fraternité", die bei ihren Betrachtungen offenbar vom „Istzustand" in der Kirche ausgeht. Darüber sollte man allerdings nicht vergessen, daß die Durchführung der Liturgiereform selber einen wesentlichen Krisenbeitrag geleistet, wenn diese nicht sogar ausgelöst hat, indem sie die aktive Teilnahme an der Meßfeier – jene vielstrapazierte *actuosa participatio* – herbeizuführen suchte mit Hilfe „eines äußerlichen oder formalistischen Rezepts", um die Worte der „Fraternité" zu gebrauchen. Ganz zu schweigen von den bewußten „Entsakralisierungs"maßnahmen in Gestalt der Einführung der Zelebration *versus populum*, der Einführung der Handkommunion und der Kommunionhelfer sowie der Abwertung des Bußsakramentes durch die „Bußfeiern"... Nach den Erfahrungen von mehr als 30 Jahren „Reform" dürfte es klar sein, daß eine echte Erneuerung der Liturgie gewiß des von der „Fraternité" geforderten Gesinnungswechsels bedarf, aber auch der Rückkehr zur „alten Liturgie", wobei kleine Modifizierungen durchaus nicht ausgeschlossen zu sein brauchen. Sie bietet immer noch die beste Grundlage für die Unterscheidung zwischen dem Sakralen und dem Profanen und zur Erreichung des Zieles, das die „Fraternité" in die schönen Worte kleidet:

„Die wahre Teilnahme muß sich durch alle Riten hindurch ausdrücken und muß durch alle Riten begünstigt werden. Sie besteht darin, Christus zu *schauen*, an Ihn zu *glauben*, seinen Leib zu *essen* und sein Blut zu *trinken*, um das ewige Leben in sich zu haben."

Zehn Wünsche – nur „fromme Wünsche?"

Von Jean Fournée

Vorbemerkung d. Übers.: una voce, die Zeitschrift unserer französischen Schwester-Organisation, veröffentlicht in ihrer ersten Ausgabe des Jahres 1992 einige Wünsche, von denen sie hofft, daß sie nicht nur „fromm" bleiben möchten:

1. Man sollte endlich damit aufhören, das päpstliche Indult zur sogenannten Messe Pius' V. als ein *provisorisches* Zugeständnis an die „Sensibilität" einiger Zurückgebliebener zu betrachten, als da sind: Greise, sozial Unangepaßte, Vergangenheitsanhänger, Oppositionsbesessene, schwierige Charaktere mit mehr oder weniger Tendenz zur Schizophrenie, allesamt dazu verurteilt, allmählich durch Tod, Preisgabe oder Rückgewinnung zu verschwinden.

2. Die tridentinische Messe sollte endlich *endgültig* als ein normaler Ritus der lateinischen Kirche angesehen werden, genau so wie die übrigen jahrhundertealten Riten, deren Koexistenz bisher niemals für die Rechtgläubigkeit oder die sakramentale Vollkommenheit der Messe, ebensowenig wie für die Einheit der römischen Katholiken, als schädlich galt.

3. Innerhalb des sogenannten Ritus Pauls VI. sollten endlich das Latein und der gregorianische Choral den ganz besonderen Platz einnehmen, den ihnen die Artikel der Konzilkonstitutionen einräumen und der durch die Gottesdienstkongregation zu Ostern 1974 noch einmal bestätigt wurde. Aufhören sollte auch die landläufig (und fälschlich) behauptete Gegensätzlichkeit zwischen der obligatorisch in der Landessprache gefeierten Liturgie gemäß dem II. Vatikanum und der obligatorisch in Latein gefeierten Messe des Indultes. Schließlich müßte wahrheitsgemäß die Umgangssprache und nicht das Latein als ein Zugeständnis angesehen werden.

4. Im Hinblick auf das künftige Europa und insbesondere auf die internationalen religiösen Zusammenkünfte, die die Europäisierung unseres Kontinents unweigerlich hervorbringen wird, sollten die Kinder (und Erwachsenen) lernen, in lateinischer Sprache zu beten und gregorianisch zu singen, um damit die Berufung der Kirche und ihrer Liturgiesprache zu bekunden, die Gläubigen einander anzunähern und miteinander zu verbinden.

5. Die brutale, massive, übertriebene, ausschließliche – und unge-

rechtfertigte – Vorliebe für die dem Volk zugewandte Zelebrationsweise muß endlich aufhören. Keine konziliare Bestimmung sagt etwas über sie aus. Und trotzdem beharrt man darauf, sie mit der Liturgiereform zu verknüpfen, und zwar in einem Maße, daß ihre Ablehnung als ein Kriterium des Widerstandes gegen das II. Vatikanum gilt.

6. Aufhören sollte also endlich der Skandal des Doppelaltares. Ja, der Skandal! Es ist nämlich ärgerniserregend, wenn der Hochaltar, der uralte Ort der liturgischen Feier, „in die Ecke gestellt" wird und man in einiger Entfernung von ihm einen oft rudimentären, ausschließlich benutzten Altar errichtet, als wolle man tatsächlich denen Recht geben, die sagen, man habe „die Religion geändert". Es ist wirklich ungehörig, wenn nicht gar unanständig, den Gläubigen das beständige Schauspiel des umfunktionierten alten Hochaltars als Zeugnis einer untergegangenen Liturgie vor Augen zu führen, was gleichzeitig die funktionale Preisgabe eines großen Teils des alten Heiligtums zur Folge hat. Ich weiß wohl, daß der alte Tabernakel häufig als Aufbewahrungsort für die eucharistischen Gestalten dient. Doch der bisweilen nur unter dem Zwang des Denkmalschutzes beibehaltene Altar selber hat ausgedient.

7. Wenn man es schon für richtig hielt, die liturgische Gewandung ein wenig zu vereinfachen, sollte man wenigstens das Wesentliche beibehalten und das Tragen der Kasel für die Meßfeier verlangen. Auch in diesem Punkte müßte der Skandal eines ständigen und öffentlichen Ungehorsams gegenüber den Vorschriften des römischen Magisteriums aufhören.

8. Aufhören müßten auch die Abweichungen, Freiheiten, Phantasien und anderen Verstöße gegen diese Bestimmungen und Gebräuche. Man sollte endlich begreifen, daß die „Kreativität", deren sich manche Zelebranten befleißigen, die Liturgie nur entstabilisiert, abwertet und degradiert.

9. Der Sinn für das Sakrale sollte wieder Platz greifen mit seinen Forderungen bezüglich der Qualität im Hinblick auf alles, was den Ausdruck des liturgischen Betens ausmacht, aber auch auf seinen Rahmen, seine Diener und auf alle, die innerhalb der Feier eine Rolle spielen, die Lektoren eingeschlossen.

10. Der Ökumenismus sollte primär verstanden werden im Sinne der Einheit *aller* Katholiken, damit sich unter ihnen der Wille des göttlichen Meisters verwirkliche: *fiet unum ovile et unus pastor* (*Jh* 10, 16).

(Aus dem Französischen übersetzt von Andreas Schönberger.)

Zu welcher Gruppe hätten *wir* gehört?

Von Luis de la Campa

Die Frage, zu welcher Linie oder zu welcher Gruppe *wir* gehört hätten, wenn wir in den Jahren unmittelbar vor der Ankunft Jesu oder während Seines öffentlichen Wirkens gelebt hätten, ist – so glaube ich – ein treffliches Thema für eine Meditation. Die Geschichte ist Lehrmeisterin für das Leben. Wir können uns auch hier von ihr belehren lassen, wenn wir die unterschiedlichen Richtungen näher untersuchen, die in jener Zeit nebeneinander bestanden.

1. Zunächst haben wir die Richtung oder Gruppe jener, die Anhänger eines falschen Messias waren, jener, die einer falschen charismatischen Linie folgten.

Stets sind die Anhänger falscher Propheten zahlreicher als die Gottes. Man braucht sich nur der Stelle im Alten Testament zu erinnern, wo von den 450 Propheten Baals die Rede ist – im Gegensatz zu Elias, dem Propheten Gottes (*1. Buch der Könige*, 18,19 und 18,22).

Nachdem der von Daniel genannte Zeitraum erfüllt war, der die Zeit der Ankunft des Messias näher bestimmte – und auch andere Prophezeiungen eingetreten waren –, er gab sich die Möglichkeit, daß solche auftraten, die von sich behaupteten, der Messias zu sein. So geschah es auch. Wir lesen davon in der Apostelgeschichte (5,34–37).

Der Feind sucht die Pläne Gottes zu durchkreuzen, indem er hiervon eine Parodie aufzieht. Dies läßt Gott vermutlich zu, damit – wenn Seine Stunde kommt – es verdienstlicher sei, zu glauben, trotz des vorhergegangenen Diskredits.

2. Eine zweite Gruppe – die zahlreichste von allen – setzte sich aus Anhängern der Synagoge, dem Sanhedrin, zusammen, jenen, die einer falschen Linie der jüdischen Hierarchie folgten.

Wenn die damalige Hierarchie Jesus verurteilte – wie sie auch jene verurteilte, die sich vor Ihm als Messias ausgegeben hatten –, so war ihr die Mehrheit des Volkes gehorsam und gab der Entscheidung ihre Zustimmung. Es ist ja leichter, den Menschen zu gehorchen – selbst wenn dieser Gehorsam *dem* entgegensteht, was Gott durch das WORT offenbart hat.

Nach dem Bund, den Gott mit Noe und seinen Nachkommen (und das sind alle Menschen) geschlossen hatte, schloß er den Bund Sinai-Moab,

das Gesetz des Moses, auch „Bund zwischen Gott und Israel" genannt (*Exodus,* Kap. 19 u. 24 sowie *Deuteronomium*, Kap. 29). Nach jüdischer Denkweise durfte kein neuer Bund eingeführt werden.

3. Die dritte Gruppe – die kleinste – setzte sich aus den Nachfolgern Jesus zusammen: den Aposteln und den Jüngern des Herrn. Zwar gab es viele von Jesus Geheilte; wir müssen uns aber dessen erinnern, daß von den zehn geheilten Aussätzigen nur *einer* zurückkam und dankte. Das gleiche geschah auch in anderen Fällen.

4. Zur vierten Gruppe gehörten jene, die länger brauchten, um dem Ruf des Messias zu folgen, wie Nikodemus, der aus Rücksicht vor den Menschen Jesus nur heimlich und in der Nacht aufsuchte. Immerhin zeigte er seinen Glauben später öffentlich, als alle Ihn verließen. Er war es, der mit Josef von Arimathäa den Leib Jesu erbat, um ihn zu bestatten.

5. Zu der fünften Gruppe gehören jene, die nach Pfingsten, als sie die Predigt des hl. Petrus gehört hatten, sein Wort annahmen und sich taufen ließen (*Apostelgesch.*, 2,41).

6. Eine andere Gruppe wird von denen gestellt, die sich nach Anhören der Predigt *nicht* bekehrten. Es sind jene, die das Wort verachteten.

7. Und schließlich die siebte Gruppe: Hierzu zählen die, welche es verschmähten, einer Predigt des Petrus beizuwohnen; und dies nicht nur bei erster Gelegenheit, sondern auch später nicht, wann immer die Apostel zum Volk sprachen.

Nachdem wir uns die verschiedenen Gruppen, die zur Zeit Jesu existierten, vor Augen geführt haben, stellen wir es unseren Lesern anheim, sich zu fragen, zu welcher Gruppe sie wohl nach ihrer Meinung – aufgrund ihrer Bildung oder Verbildung – damals gehört hätten.

Aus dem Spanischen (auszugsweise) übersetzt von Josef Poeth

*

Nachwort des Übersetzers

Nur mit starkem Vorbehalt können wir unsere damals mögliche Einstellung skizzieren: Gewiß hätten wir von jenem ungewöhnlichen Menschen Jesus gehört, der so viel Aufrüttelndes sagte und sogar Wunder gewirkt haben soll. Vielleicht wären wir selber Zeugen von solchen Aufsehen erregenden Taten geworden. Alles dies hätte uns beeindruckt und seltsam berührt, besonders, weil dieser Mensch von sich behauptete, der Messias zu sein. Aber da waren auch Schriftgelehrte und Vertreter der Hierarchie,

die vor ihm warnten; und diese mußten es ja eigentlich besser wissen – übrigens seltsam, daß dieser „Messias" Umgang mit meist einfachen Leuten und sogar mit moralisch zweifelhaften Menschen hatte!

Und dann das traurige Ende! Also war es doch nichts mit dem Messias, auf den Israel so lange schon wartete!

Aber die Sache war doch noch nicht zuende. Es wurde gemunkelt, der Messias sei nicht wirklich tot; hatte man den Falschen hingerichtet? War das Gerücht ein Trick seiner Anhänger? Schließlich das Aufsehen erregende Ereignis in Jerusualem, wo seine engsten Parteigänger – die bei der Gefangennahme ihres Meisters geflohen waren und auch weiter (bis auf einen) sich zurückhielten, (wobei einer ihn sogar verleugnete und auf Befragung mehrmals beschwor, nichts mit ihm zu tun zu haben) ohne Furcht öffentlich auftraten und sehr gesprächig wurden.[1] Vielleicht hätten wir aufgehorcht und das Wort der Zeugen Jesu angenommen (und somit zur vorhingenannten 5. Gruppe gehört). Wahrscheinlich aber hätten wir uns weiter klug zurückgehalten. Hätten wir jedoch der weiteren Verkündigung durch die Apostel so bald Glauben geschenkt? Und wenn ja: wären wir zur Zeit der bald einsetzenden Verfolgung standhaft geblieben??

Vielleicht ist die beste Frucht unserer Betrachtung, daß wir den Jüngern unseres Herrn wie auch allen Christen der ersten Stunde unseren Dank zollen und uns verpflichtet fühlen zu gleichem Bekenntnis in dieser unseren glaubenslosen Zeit. Dank und Verpflichtung schulden wir aber auch unseren Vorfahren, die durch viele Generationen hindurch das Licht des Glaubens an uns weitergegeben haben. Es sollte uns zu gleicher Treue anspornen in der Weitergabe des hohen Gutes des Glaubens und der ganzen unaufgebbaren, erhaltenswerten (und auch liebgewonnenen) katholischen Tradition.

Vor allem anderen aber sollte gelten, was wir schon oft in jenem Lied zum Ausdruck gebracht haben: „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in Seine Kirch' berufen hat: Nie will ich von ihr weichen!"

J.P.

[1] Übrigens wird die Verleugnung durch Petrus in allen vier Evangelien ausführlich berichtet. Die Annahme einer *späten* Abfassung der Evangelien würde bedeuten, daß diese peinliche Episode *nach* dem Tod des hl. Petrus niedergeschrieben worden wäre – dies wäre allerdings wenig pietätvoll gewesen! Und es wäre auch keine Empfehlung für eine Religion, deren hervorragender Verkünder so schmählich versagt hatte. Man hätte doch das peinliche Vorkommnis weit eher verschwiegen oder zumindest taktvoll und klug umschrieben ... So ist es weit eher denkbar, das Petrus selbst darauf *bestanden* hat, daß sein Versagen – als öffentliche Buße sozusagen – in die Verkündigung aufgenommen wurde. Dies wäre doch ein möglicher weiterer Beweis für die *frühe* Abfassung der Evangelien, und zwar *vor* seiner Abreise nach Rom, um 60 n.Chr.!

DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

Professor Louis Salleron †

Der Name *Louis Salleron* ist wohl jedem *UVK*-Leser vertraut, hat doch auch unsere Zeitschrift im Laufe der Jahre gern und oft aus den Veröffentlichungen dieses außergewöhnlichen Mannes geschöpft. Außergewöhnlich vor allem deshalb, weil der Professor der Wirtschaftswissenschaften und Vater von zwölf Kindern sich im Rahmen seiner zahlreichen Publikationen außerhalb seines Faches in den verschiedensten Zeitschriften mit Vorliebe und richtungsweisend liturgischen Fragen widmete. Insbesondere sein Buch *La nouvelle messe* (erschienen bei *NEL* im Jahre 1976, Neuauflage 1985) wird nach Meinung unserer französischen Schwesterzeitschrift „für jeden seriösen Historiker, der die Geschichte der Heiligen Messe studieren wird, das Referenz-Buch sein". In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch seine drei Priestersöhne zur Erhellung liturgischer Einzelfragen beigetragen haben, vor allem sein früh verstorbener Sohn Dominique – P. Joseph de Sainte-Marie, O.C.D., Professor am Karmeliterseminar in Rom.

Im Vorwort zu der Neuauflage seines Buches *Die neue Messe* konnte Salleron mit Befriedigung feststellen, daß eine Überarbeitung desselben nicht notwendig sei. Die in der ersten Auflage festgehaltenen Reaktionen hatten sich im Lauf der Jahre voll bestätigt. Jacques Dhaussy, der den Nachruf für *una voce* (Heft März/April 1992) verfaßte, zitiert daraus unter Hinweis auf den „Ephata-Skandal", über den auch unsere Zeitschrift berichtete, die folgenden Sätze: „In völliger Freiheit führen die Büros die Kirche Frankreichs in die Apostasie. Die Messe und das Priestertum werden sich in der Preisgabe des Glaubens und der Abdankung der Intelligenz, die die neue Katechese hervorragend illustriert, ebenfalls auflösen". Eine „Prophezeiung", die Sallerons Hellsicht und Beobachtungsgabe beweist. Fast überflüssig zu bemerken, daß er – wie alle echten Propheten – von denen, die in der Kirche das „Sagen haben", totgeschwiegen wurde. Das ändert aber nichts an der Richtigkeit der folgenden, abschließenden Feststellung des erwähnten Vorworts:

„Geht man der Sache auf den Grund, so gibt es eigentlich keine Debatte zwischen alter und neuer Messe. Es geht um das Problem der Messe selber. Es geht immer um die *lex credendi, lex orandi.* Das Gesetz des Betens bildet eine Einheit mit dem Gesetz des Glaubens. Wie die Messe ist auch der Glaube. Wenn der Glaube an die Transsubstantiation, an das priesterliche Amt, an das eucharistische Opfer erschlafft, gerät die Messe ins Wanken. Und ebenso verflüchtigen sich die Glaubenswahrheiten, welche die Messe inkarniert, in dem Maße, wie die Messe zum brüderlichen Mahl, zu gemeinschaftlicher Schwärmerei und prophetischer Improvisation entartet. Heute stürzt alles auf einmal in sich zusammen. Genauso wird eine Restauration nur möglich sein für alles zusammengenommen."

Requiescat in Pace.

A.S.

Prälat Dr. Erwin Hesse †

Erst vor wenigen Monaten haben wir eine Würdigung von Prälat Dr. theol. Erwin Hesse anläßlich seines 84. Geburtstages und seines Diamantenen Priesterjubiläums gebracht (Heft 4/1991, S. 246f.).

Nun ist der unermüdliche Priester, begnadete Redner und gelehrte Theologe am Mittwoch, den 1. April 1992, kurz nach seinem 85. Geburtstag, aus diesem Leben geschieden. Bis zuletzt – und noch aus dem Krankenhaus – hat er wegen mehrerer Aufsätze für unsere Zeitschrift mit unserer Schriftleitung in lebhafter Korrespondenz gestanden. Nun ist ihm die Feder aus der Hand genommen. Sein unvollendeter Aufsatz über die Entstehungszeit des Neuen Testamentes, dessen erster Teil 1987 erschien und sehr viel Beachtung erfuhr, wird aber, so hoffen wir, dennoch in einem unserer nächsten Hefte zu Ende geführt werden. Hinsichtlich seines Lebens und Wirkens sei auf das o. g. Heft verwiesen.

Die sterblichen Überreste des Heimgegangenen wurden am 9. April auf dem Friedhof Ober-St.-Veit in Wien 13 (Gemeindeberggasse) zur letzten Ruhe gebettet; das Requiem fand am gleichen Tag in seiner Pfarrkirche St. Rochus und Sebastian statt.

Die UNA VOCE-Bewegung allgemein sowie die UNA VOCE KORRESPONDENZ im besonderen sind Prälat Dr. Erwin Hesse zu großem Dank verpflichtet. Wir werden ihm allezeit ein ehrendes Andenken bewahren.

Requiescat in Pace.

Ein „ökumenisches" Problem im Jahre 1861 und seine Lösung

Zur Krönung Wilhelms I. von Preußen (1797–1888) am 18. Oktober 1861 in Königsberg „wurden, außer den Prinzen und Verwandten des Königlichen Hauses, die Spitzen des Militairs und der Verwaltung sowie sonst hochgestellte Persönlichkeiten des Landes einberufen. Die acht katholischen Bischöfe des Reiches gehörten zu diesen Eingeladenen. (...) Die bevorstehende Krönungsfeier war für den Cardinal (scil. Johannes von Geissel, Erzbischof von Köln) Gegenstand besonderer Fürsorge bezüglich der Art und Weise, wie der Episkopat des Landes seine Stellung bei dieser Feier würdig einnehme. (...)

Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit verursachte den katholischen Bischöfen insbesondere der Umstand, daß die Krönung in einer protestantischen Kirche, und zwar während des protestantischen Gottesdienstes stattfinden sollte. Es trat dadurch das katholische Gewissen mit der Unterthanenpflicht in Collision, und es galt, keines von beiden zu verletzen. Als katholische Bischöfe durften sie an keiner Handlung sich betheiligen, welche die Kirche mißbilligte, dagegen auch nichts unterlassen, was Mangel an der dem Landesfürsten gebührenden Ehrfurcht bewiesen hätte; dahin gehörte die vom Könige gewünschte Anwesenheit bei dem Krönungs-Acte, während die Antheilnahme an dem protestantischen Gottesdienste, an der protestantischen Liturgie, einem katholischen Bischofe

nicht zugemuthet werden konnte.[1] Die Bischöfe hatten sich über ihr Verhalten alsbald geeinigt und fanden bei den Hofbeamten, welche die äußern Anordnungen zu treffen hatten, bereitwilliges Entgegenkommen. Es wurde an der Seite der Kirche eine Loge angebracht; sobald der Krönungs-Act zu beginnen hatte, wurden die Bischöfe in diesen Raum hineingeführt und eben so nach vollendeter Handlung wieder entlassen. Die Handlung mit wechselndem Gesang des Domchores dauerte kaum eine Viertelstunde; zuerst nahm der König die Krone vom Altartische und setzte sich und der Königin dieselbe auf's Haupt, den Reichsapfel und das Schwert in der Hand haltend. Eine Krönung durch Hohepriesterhand konnte nicht statthaben, da der Protestantismus ein Priesterthum nicht anerkennt".

Aus: Weihbischof Dr. Johannes Baudri, *Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal von Geissel und seine Zeit,* Köln 1881, S. 248 f. (Die Schreibweise des Originals wurde beibehalten.) – Mitgeteilt von Gymn.-Pfr. Joachim Zimmermann.

[1] Von protestantischer Seite oder besser von Seiten des Indifferentismus wird es als Intoleranz ausgelegt, wenn der Katholik an dem protestantischen Cultus theilzunehmen sich weigert, während doch eben die Forderung, gegen die eigene Überzeugung, gegen den Glauben zu handeln, nichts anderes als Unduldsamkeit ist. Eine solche Forderung oder Zumuthung ist im wesentlichen nicht verschieden von der Anforderung, welche an die machabäischen Brüder gestellt worden, und von dem Gebote der Römischen Kaiser an die Christen, den Göttern zu opfern. (...)"

Katholische „Tips für's Wochenende"

Wenn ein Buch mit dem Titel „Den Sonntag feiern" vom Verlag als „Glaubensbuch" vorgestellt wird und Verfasser ein Referent für Erwachsenenseelsorge und Theologische Erwachsenenbildung und ein Referent für den Bereich „Kirche und Arbeiterschaft" eines deutschen Bistums sind, so dürfte man doch wohl eine gediegene Hinführung zur katholischen Sonntagsheiligung erwarten.

Die über 400 Seiten des hier zu besprechenden Buches enthalten jede Menge gut beobachteter Sonntags-"Alltäglichkeiten" und gutgemeinter „Tips für's Wochenende", die auch in einem Gewerkschafts-Pamphlet nach dem Motto „Am Wochenende gehört Vati uns" stehen könnten.

Bezeichnend ist, daß das – für den Katholiken zentrale – Sonntagsgebot in ein „Sonntags-*An*gebot" umbenannt ist (so lautet die Überschrift des 4. Kapitels). Nachdem (überaus langatmig) über die wechselvolle Geschichte der sonntäglichen Arbeitsruhe sowie über jüdische Sabbatwitze gehandelt worden ist, kommen die Verfasser auch auf das 3. Gebot des Dekalogs zu sprechen (S. 214, S. 220), um dann schließlich in der für derartige Veröffentlichungen schon typischen Sprache zu „interpretieren": „Mit dem ‚Halten des Sabbat-Gebotes' lassen wir uns nicht nur auf einen Auftrag ein, der uns zu einem richtigen Ver-Halten Gott gegenüber an-hält. Gleichzeitig markiert dieses An-Gebot

ein richtiges Ver-Halten unseren Mitmenschen gegenüber." (S. 224)

Manchmal werde („überwiegend von Eltern und Großeltern") die Frage gestellt, ob denn das Kirchengebot, daß Katholiken sonntags die Messe besuchen müssen, „eigentlich noch" gelte, heißt es da (S. 234). Um es gleich zu sagen: Auf diese klare Frage findet sich in dem ganzen „Glaubensbuch" *keine* einzige klare Antwort! Eher verneinend klingt die Feststellung, die Kirche habe das „sogenannte" (!) Kirchengebot noch durch Drohung mit „Sündenstrafen" einzuschärfen versucht (S. 232).

Liturgie – nur Forum der Mitmenschlichkeit

Es fehlen auch nicht die (wohldosierten) Seitenhiebe gegen frühere „Gewohnheiten um den Gottesdienst herum, die recht wenig mit diesem selbst zu tun hatten"; „die in Latein ‚gehaltene' Messe konnte von den Menschen nicht verstanden werden" (S. 208). Nach einem Blick auf die Statistik (S. 240: Rückgang der kath. Gottesdienstbesucher von 55% 1963 auf 20% 1988) werden Kernpunkte genannt, die die Menschen wieder zum Gottesdienst zurückholen könnten, und es folgen die sattsam bekannten Grundsätze heutiger Gottesdienstgestaltung (S. 241f.):

„Hier merke ich, daß ich eingeladen bin, und ich habe nicht das Gefühl, mich einer lästigen Sonntagspflicht entledigen zu müssen." – „Hier kommt mein Leben mit seinen Sorgen und Hoffnungen, Ängsten und Freuden tatsächlich zur Sprache." – „Hier verstehe ich das, was gesprochen, gesungen und getan wird." – „Hier versuchen Jung und Alt, Frauen und Männer, Reiche und Arme ... aufeinander zuzugehen, sich kennenzulernen, sich zu verstehen und sich gegenseitig zu stützen." Usw.

Unter der Überschrift „Der falsche und der wahre Gottesdienst" (S. 401ff.) werden die Opferkritik des Propheten Jesaja (*Is* 1,10-17) und die Kirchenkritik der Dorothee Sölle („Es war immer langweilig in der Kirche") zum Anlaß genommen, die Hereinnahme des Alltags in die Liturgie zu propagieren. Die Feier von „Eucharistie/Abendmahl" könne man „auch so übersetzten: Wir teilen das Brot zum Leben der Welt."

Es soll nicht verschwiegen werden, daß das Buch geeignet ist, zum Nachdenken über die üblich gewordene Art der Sonntagsbegehung anzuregen; deutlich wird der Finger auf die durch Konsumorientierung, Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit hervorgerufene sonntägliche Desorientierung des Bundesbürgers gelegt. Ob es aber aus katholischer Sicht genügt, hier durch verhaltenstherapeutische Ratschläge zu mehr Mitmenschlichkeit aufzurufen, muß bezweifelt werden. So kommt das Buch trotz mancher beherzigenswerter Ansätze über das Niveau von Anleitungen zum Familienbasteln und zur Benutzung umweltgerechter Waschmittel (S. 178) letztlich nicht hinaus...

Hubert Rüenauver/Heribert Zingel: *Den Sonntag feiern.* 424 S., zahlr. Abb. Kösel-Verlag München 1992. ISBN 3-466-36353. (Der Preis ist in neuesten Verlagsmitteilungen einmal mit 34.–, ein andermal mit 44.– DM angegeben.)

Das Drama um die Kommunionspendung: III. Akt

Die Reaktionen des Generalvikariates der Erzdiözese Köln (zuständig ist Prälat M. Baedorf) auf Zuschriften, die den in Heft 1, S. 50-55, geschilderten Vorfall betreffen, nehmen allmählich groteske Formen an. Einer Gottesdienstbesucherin, die auf der Spendung der Hl. Kommunion durch den Zelebranten (und nicht durch einen Kommunionhelfer) bestanden hatte, war in dem Antwortbrief des Generalvikariates die Diagnose gestellt worden, sie sei offensichtlich Opfer einer „Fremdlenkung" durch „Kräfte" der „anderen Seite" geworden.

In der Antwort des Generalvikariates auf den in Heft 2 (S. 100ff.) abgedruckten Brief einer Leserin wird vor den „Machenschaften" auch unserer Zeitschrift gewarnt, deren „Opfer" die Leserin geworden sei.

Einem anderen Leser unserer Zeitschrift, der eine entsprechende Anfrage an das Generalvikariat gerichtet hatte, wurde nun ebenfalls „Fremdlenkung" attestiert. Prälat Baedorf beendete seinen Antwortbrief wie folgt: „Ich fürchte, daß auch Sie von bestimmter Seite in Fragen des Kommunionempfangs und der Kommunionspendung derartig aufgewiegelt sind, daß Sie hier aus den normalen Denkvorgängen ausscheren. Und das vergällt Ihnen die Freude an der Kirche." Mit Recht empfindet der Empfänger des Briefes dies als beleidigend.

Grotesk daran ist, daß die zuständigen Stellen der Kirchenleitung offensichtlich die Kritik ganz normaler Katholiken an der eingerissenen Kommunionpraxis nur als Produkt dunkler Kräfte und böswilliger Fremdlenkung, die allenthalben am Werke ist, ansieht und ihnen sogar das Denken in „normalen Denkvorgängen" abspricht.

Aufgrund dieser Reaktionen des Generalvikariates haben wir diesem angeboten, eine offizielle Stellungnahme abzugeben, und uns verpflichtet, diese im nächsten Heft abzudrucken. Dies wurde jedoch von Prälat Baedorf abgelehnt.

Bischöfe und andere zum Thema „Zölibat"

Der grundlegende Artikel von Georg May über den Zölibat als „Offenbarungseid" der derzeitigen Kirche hat Zusammenhänge aufgedeckt, die sich in den Vorkommnissen der letzten Zeit mehr und mehr bestätigen. Um dies aufzuweisen, sollen hier innerkirchliche (!) Stellungnahmen zum Thema „Zölibat" der letzten Zeit zitiert werden.

Niemand geringerer als der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Bischof Dr. Karl Lehmann bezeichnete am Ostersonntag, dem 19. April d. J. (in der Sendung „Wortwechsel", Sender Südwest 3), eine Aufhebung der Zölibatsverpflichtung als „denkbar"; er verwies auf die unterschiedliche Gewichtung dieser Frage in den verschiedenen Regionen der Weltkirche. (Unmittelbar darauf haben wir unser Heft mit Professor Mays Aufsatz Bischof Lehmann mit eingeschriebenem Brief zugeleitet.)

Die Beibehaltung des Zölibates bezeichnete der Regens des Bamberger Priesterseminars, Wolfgang Klausnitzer, als „Tanz um das Goldene Kalb" – auf einer Pressekonferenz im erzbischöflichen Ordinariat (*Nürnberger Nachrichten*, 4. Februar 1992); dabei forderte der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs die Entscheidungsträger der Kirche auf, den Zölibat zu durchbrechen. Es wurde ein Kreis kritischer Bamberger Theologen vorgestellt, dem außer den Genannten

der Kirchenrechtler Professor Alfred Hierold, die Domvikare Clemens Löffler und Peter Wünsche sowie die Ordensschwester Pernela Schrimer angehören. Neben der Abschaffung des Zölibates forderte die Gruppe auch offen „erste Schritte“ zum Priestertum der Frau.

Spätestens hier wird deutlich, daß die Abneigung gegenüber dem Zölibat und die Forderung des Frauenpriestertums gemeinsame Wurzeln haben. Als ein solcher „erster Schritt“ gilt vielen die Zulassung von Frauen zum Diakonenamt. Im Oktober 1991 hat sich das Freiburger Diözesanforum mit 151 von 190 Stimmen dafür ausgesprochen, Frauen zum Diakonat zuzulassen. In einer diesbezüglichen Meldung der *Katholischen Nachrichten-Agentur* vom 30. Oktober 1991 heißt es: „Um das Votum für den Diakonat der Frau hatte das Forum hart gerungen. Im Antrag der Kommission war der Freiburger Erzbischof Oskar Saier darum gebeten worden, sich in der Gesamtkirche dafür einzusetzen. Nachdem der Freiburger Dogmatiker Gisbert Greshake theologische Bedenken vorgetragen und auf mögliche negative Wirkungen für den Dialog mit den Ostkirchen verwiesen hatte, verzichtete das Plenum auf den Appell an den Erzbischof. Dieser nahm das Abstimmungsergebnis ‚mit Respekt‘ entgegen und sicherte zu, auf die theologische Prüfung der Frage zu dringen.“

In einem am 29. April d.J. veröffentlichten Brief an die Priester seines Bistums räumte Saier, der auch stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz ist, ein, daß der Zölibat kein Dogma und damit auch veränderbar sei, betonte aber gleichzeitig, daß die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen ein „hohes Gut“ und auch heute noch sinnvoll sei; ein solches „prophetisches Zeichen“ wirke übrigens nicht nur in heutiger Zeit provozierend, und auch andere Zeichenhandlungen der Propheten oder Jesu Christi hätten schon für Ärger, Anstoß und Empörung gesorgt.

Situation „noch nicht reif“

Für Bischof Lettmann von Münster ist – wie er in einem Interview der Kirchenzeitung *Kirche und Leben* am 5. Februar d.J. verlauten ließ – für eine evtl. Weihe von Frauen zu Priestern „im Augenblick die Situation in der Weltkirche nicht reif“; die Weihe von Frauen zu Priestern könne im übrigen „nur durch ein Konzil“ beschlossen werden. Für sich persönlich sprach er sich entschieden *für* den Zölibat aus; was die Weihe verheirateter Männer angeht, so sah der Bischof die Gefahr, daß dann sicherlich „Druck ausgeübt“ werde, auch Pastoralreferenten und Diakone zu Priestern zu weihen, was zu einer „Verklerikalisierung“ führen werde.

Für die Zulassung von Frauen zu Diakonat und Priesteramt hat sich auch der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) ausgesprochen. Als Geschöpfe Gottes sollten auch Frauen Anteil an *allen* Ämtern und Gremien in der Kirche bekommen, sagte die KDFB-Vorsitzende Ursula Hansen am 5. Februar d. J. vor Journalisten in Würzburg; darüber müsse zumal angesichts der Diskussion um die Zulassung verheirateter Männer zum Priesteramt nachgedacht werden. In der Tat: Wer verheiratete Priester befürwortet, setzt damit allgemein menschliche demokratische Spielregeln selbst im sakramentalen Raum zum Maßstab – und *darin* haben geschlechtsbedingte Berufsverbote nun einmal keinen Platz...

Die „geschwisterliche“ Wiener „Frauen-Kirche“

Eine „geschwisterliche Gemeinschaft von Frauen und Männern“ erfor-

dere – so die Delegiertenversammlung des Wiener Diözesanforums in einer am 3. Mai d.J. veröffentlichten Erklärung „Frauen-Kirche" –, daß zumindest eine intensive Forschung zur Frage des Priestertums der Frau einsetze. Der Wiener Erzbischof, Kardinal Groer, wird in dem Papier ersucht, „das Ringen um die Zulassung von Frauen zur Diakonatsweihe in Rom zu unterstützen". Bei der Gelegenheit wurde auch empfohlen, liturgische Texte auf Frauen diskriminierende bzw. einseitige Passagen zu untersuchen.

Auch das Seminar für Katholische Theologie der Universität Koblenz-Landau, Abteilung Landau, forderte in einer am 20. Januar d. J. veröffentlichten Stellungnahme zum jüngsten Pastoralplan der Diözese Speyer „konkrete Initiativen" zur Zulassung verheirateter Männer und von Frauen zum Priestertum. Priestern, die nach ihrer Weihe geheiratet hätten und die deswegen ihr Amt nicht mehr ausüben können, soll die Ausübung ihrer priesterlichen Funktion wieder gestattet werden; Diakonat und Priestertum der Frau sollten „durch das gesetzliche Handeln der Kirche nicht mehr verhindert werden".

Am 29. Januar d.J. hatte der Tübinger Dogmatiker Peter Hünermann in einer Rede in Hamburg (Feierstunde anläßlich des Priesterjubiläums von Weihbischof Jaschke) sich offen dafür ausgesprochen, verheiratete Männer zur Priesterweihe zuzulassen; die Frage der Ordination von Frauen werde – so Hünermann weiter – in 30 Jahren „kein Thema mehr" sein.

Es bedarf keiner Frage, daß ein Schritt in diese Richtung auch die Wahl der evangelischen „Bischöfin" Maria Jepsen in Hamburg darstellt. Der Speyerer Bischof Anton Schlembach gab in einem Interview am 12. April d. J. im Südwestfunk immerhin zu bedenken, daß eine solche Ordination die Ökumene nicht gefördert habe; er fügte hinzu, für die katholische Kirche sei eine Änderung der Zölibatsvorschrift wahrscheinlicher als die Zulassung von Frauen zum Priesteramt.

Und während führende Vertreter der Evangelikalen (innerhalb der evangelischen Kirche) mit der Wahl der Hamburger Bischöfin „die Grenze des Erträglichen erreicht" sehen, hat der katholische Bischofsvikar für Hamburg und Schleswig-Holstein, Weihbischof Hans-Jochen Jaschke, der Bischöfin nicht nur gratuliert, sondern (in seinem Glückwunschtelegramm vom 5. April) dafür die Formulierung gefunden: „Die Christen in Hamburg wollen eine offene und menschenfreundliche Kirche bilden, die mit ihrem Zeugnis für Gott den Frauen und Männern unserer Stadt dient."

Somit können jene evangelischen Gläubigen, die die Wahl der Bischöfin als zutiefst unbiblisch ansehen, nicht einmal vom für Hamburg zuständigen katholischen Bischofsvikar Unterstützung erwarten. In einer am Gründonnerstag veröffentlichten Erklärung des „Geistlichen Rüstzentrums Krelingen" wird die sich hier abzeichnende Entwicklung als Aufziehen eines kirchlichen Notstandes angesehen, „der demjenigen ähnlich ist, der einst zur Gründung des Pfarrernotbundes" gegen die Herrschaft der Nationalsozialisten geführt habe; zu den Unterzeichnern gehören der Leiter des „Rüstzentrums", Pfarrer Heinrich Kemner, sowie für die „Bekennenden Gemeinschaften" der evangelischen Kirche Deutschlands Pfarrer Jens Motschmann und Professor Peter Beyerhaus.

In Australien hat – wie *KNA* am 30. Jan. d. J. meldete – ein Gericht die Klage einer Gruppe anglikanischer Geistlicher gegen die von Bischof Owen Dowling geplante Weihe von Frauen zu Geistlichen abgewiesen. Obwohl ein kirchliches Gericht die Weihen bereits untersagt hatte, sah sich der Oberste Gerichtshof von Neu-Südwales nicht in der Lage, den Bischof an der Weihe zu hindern.

Ob andernorts Bischöfe durch ein weltliches Gericht dazu angehalten werden können, die kirchlichen Gesetze einzuhalten, bleibt fraglich.

Ständiger Diakonat und Zölibat

Es bedarf überhaupt keiner Frage, daß die Einführung „ständiger" – und das heißt in der Praxis *verheirateter* – Diakone einen ersten Dammbruch auf katholischer Seite darstellt; bekanntlich ist nach vorkonziliarem Recht (und noch bis 1967) bereits ab der Subdiakonatsweihe der Zölibat verpflichtend. Daß es derzeit weltweit rund 17000 Ständige Diakone (in Deutschland etwa 1600) gibt, bezeichnete Bischof Lehmann beim Diözesantag der Ständigen Diakone am 11. April d. J. in Mainz als „kleines Wunder"! Wenn man indessen eine ungeliebte Verpflichtung – hier den Zölibat – beiseiteschiebt und Erleichterungen schafft, ist nicht recht einsichtig, wieso der dann einsetzende „Zulauf" als Wunder anerkannt wird.

Der Eichstätter Bischof Karl Braun sieht wohl nüchterner, wenn er eine „Antizölibats-Kampagne" auf breiter Front konstatiert; Verzicht und Askese um eines höheren Wertes willen entsprächen nicht dem Zeitgeist, sagte Braun am Mittwoch der Karwoche d. J. im Eichstätter Dom. Als katholischer Priester zölibatär zu leben, verlange angesichts des herrschenden Meinungsklimas mehr denn je Begeisterung und Standvermögen. Der Zölibat sei etwas „zutiefst Beglückendes" und ein Zeichen besonderer Offenheit und Zuwendung für die Menschen". Entscheidend sei indessen, daß priesterliche Ehelosigkeit mit einer „sichtbaren Freiheit gegenüber den materiellen Gütern" verbunden werde, damit der Zölibat nicht als „verborgene Kontaktschwäche" und „bloßes Unverheiratetsein" erscheine. Man muß dem Bischof dankbar sein, daß er nicht in das allgemeine Horn selbst bischöflicher Kollegen eingestimmt hat...

Sieht man sich aber die Flut von Stellungnahmen und „Papieren" kirchlicher Gremien zu den genannten Themen an, so fragt man sich, wer denn eigentlich noch rückhaltlos der von Rom vorgetragenen Disziplin Folge leistet – außer denen, die auch von der Obrigkeit in undankbarer Weise als „Traditionalisten" an den Rand gedrängt werden...

Bischof Casey nur Spitze eines Eisbergs

In einem solchen Klima braucht der Oberhirte der irischen Diözese Galway und Kerry, der 65jährige Bischof Eamonn Casey, sich eigentlich nicht mehr zu schämen, als jetzt sein Liebesabenteuer mit der Amerikanerin Annie Murphy und die Tatsache, daß er einen 17jährigen Sohn hat, bekannt wurden. Die Presse wußte noch zu berichten, daß er „als fortschrittlich galt" und schnelle Autos und gutes Essen liebte. Die umgerechnet rund 190.000 DM, die er nach eigenem Geständnis der Kirchenkasse für Alimentezahlungen entnommen hatte, sind allerdings inzwischen von privaten Spendern zurückgezahlt worden.

Daß der Bischof nur die Spitze eines Eisbergs darstellt, steht inzwischen außer Frage. Man fühlt sich an die Geschichte des früheren Erzbischofs von Atlanta, Eugene Marino, des „höchsten und wichtigsten farbigen katholischen Würdenträgers in Amerika" (*Die Welt*, 16. August 1990), erinnert, der wegen seines Verhältnisses mit der 27jährigen Sängerin Vicki Long 1990 vorzeitig seinen Dienst quittierte.

Am 30. Januar d.J. brachte die *Katholische Nachrichtenagentur* eine Stellungnahme (nach Art einer „Gegendarstellung") jener Kunstlehrerin, die der Leiter des Ordensgymnasiums der Benediktinerabtei Schäftlarn (Oberbayern), Pater Anselm Forster, im Sommer 1989

geheiratet hatte, nachdem die Beziehung schon über zehn Jahre bestanden hatte und aus ihr auch zwei Kinder hervorgegangen waren, von denen der Vater eines in der Klosterkirche öffentlich getauft hatte. Dem Abt, Gregor Zasche, waren – wie er in einem Brief schon 1988 selbst schrieb – schon vorher „von immer mehr Seiten" Hinweise auf dieses Verhältnis zugegangen.

Da verwundert es kaum noch, wenn – wie die Lokalpresse am 15./16. April d. J. meldete – in der Pfarrkirche zu Warendorf-Hoetmar (Diözese Münster) Pfarrer Karl Lenfers (56) zur Predigt am Palmsonntag seine 49jährige Freundin auf die Kanzel holte und der andächtigen Gemeinde seine Heiratsabsicht bekanntgab. In einem vervielfältigten Brief an die „lieben Mitchristinnen und Christen in der Seelsorgearbeit" hatte der Pfarrer seinen Schritt als Protest „gegen das unmenschliche Gesetz der Kirche" (den Pflichtzölibat) hingestellt und sich sogar noch eine theologische Rechtfertigung zu geben versucht – mit Erfolg wohl, denn die Gemeinde hat sich „hinter ihn gestellt" und die Nachricht „mit anhaltendem Beifall" aufgenommen, voll Unverständnis über den bösen Bischof von Münster, der ihn nun suspendierte.

„Es waren spannende, anstrengende Jahre, diese heimlichen Jahre mit meiner Frau", schreibt der Pfarrer. Trost und Kraft hat ihm die Lektüre von Drewermanns Buch *Kleriker* gegeben. Seine Pläne nach der Suspendierung: ein therapeutisches Institut, die Adresse wird gleich mitgeliefert: Am Gehäg 24, 8771 Hafenlohr am Main. Dabei will er dem Jesus-Wort dienen: „Ich bin gekommen, damit ihr das Leben habt und es in überfließender Fülle habt (*Joh* 10, 10)."

Auf diese Weise erwachsen der „Vereinigung katholischer Priester und ihrer Frauen e. V." – zumindest potentielle – neue Mitglieder. Einer *dpa*-Meldung von Anfang Mai d. J. hat diese Gruppe allen Pfarrämtern und Bischöfen Deutschlands einen Offenen Brief zugesandt; darin wird ausdrücklich darauf Bezug genommen, daß zahlreiche Gemeinde nach Entlassung ihrer verheirateten Pfarrer „zu verstehen gegeben haben, daß sie es gerne sähen, wenn der scheidende Priester weiter bei ihnen wirken könnte"! Der Papst und die Bischöfe jedoch „widersprechen der Einsicht der übrigen Christen autoritär".

Die geschilderten Fälle belegen, daß diese Entwicklung nicht abnimmt, sondern im Ansteigen begriffen ist.

Hinweis

Fast das ganze Heft 1/1984 unserer Zeitschrift bestand aus der deutschen Übersetzung der Abhandlung über „Die Heilige Liturgie" von Dom Gérard Calvet OSB; die Übersetzung stammte von Dr. Andreas Schönberger. Diese ist auf so großes Interesse gestoßen, daß das Heft schon bald vergriffen war; 1985 erschien ein separater Nachdruck im Buchhandel, der ebenfalls vergriffen ist.

Nun hat die Abtei von Sainte-Madeleine du Barroux in Südfrankreich, deren Abt Dom Gérard nunmehr ist, die Schrift erneut aufgelegt (42 S.). Die Schrift ist zu beziehen durch: Editions Sainte-Madeleine, F-84330 Le Barroux; Preis: DM 11.–, sFr 9.–, öS 72.–.

Das Heft stellt eine einzigartige Verbindung von Kontemplation und Liturgie dar; der Text weist auf, daß der Tiefe mystischer Versenkung die Schönheit der kirchlichen Liturgie entspricht. So vermag diese Schrift das Bewußtsein wieder zu erwecken, daß Liturgie ganz anderen Dimensionen angehört als jenen, die heute vielfach propagiert werden und sich in diesseitiger Mitmenschlichkeit erschöpfen.

Daß der Autor Gründer und Abt eines Klosters ist, das um der Pflege der vorkonziliaren Liturgie willen erbaut wurde, erhöht den Wert dieser Arbeit, so daß auch dieser Neudruck rückhaltlos empfohlen werden kann.

XI. Vollversammlung der Internationalen UNA VOCE Föderation

Am 28. und 29. März d. J. fand in Rom die XI. Vollversammlung der Internationalen UNA VOCE Föderation unter Leitung ihres Präsidenten, Dr. Eric M. de Saventhem, statt. Vertreten waren die der Föderation angeschlossenen UNA VOCE-Vereinigungen folgender Länder: Australien, Belgien, Chile, Dänemark, Deutschland, England & Wales, Frankreich, Indien, Italien, Neuseeland, Norwegen, Österreich, Schweiz, USA. (Die ebenfalls angeschlossenen Vereinigungen Argentiniens, Kanadas und Spaniens waren nicht vertreten.) Die Vereinigungen Irlands und der Philippinen sollen zu einem späteren Zeitpunkt der Föderation beitreten. Die UNA VOCE Deutschland e. V. war durch ihren Vorsitzenden, Botschafter a. D. Dr. Helmut Rückriegel, vertreten. Beim sog. „Offenen Forum" waren als Gäste u. a. auch Mitglieder der Abtei Sainte-Madeleine und der Priesterbruderschaft St. Petrus zugegen.

Zentrales Thema war die Frage der Verwirklichung des Motuproprio *Ecclesia Dei* vom 3. Juli 1988. In einem Schluß-Komuniqué wurde die praktische „Machtübernahme" durch eine Art „Mittelbau-Netzwerk" in der Kirche beklagt, durch das sogar die Autorität des Papstes geschmälert werde, insofern nämlich, als die meisten Bischöfe immer noch nicht dem in besagtem Motuproprio ausgedrückten Wunsch des Papstes hinsichtlich einer großzügigeren Genehmigung der vorkonziliaren Meßfeier nachgekommen sind, da der liturgische Mittelbau dies verhindere. Angesichts der Tatsache, daß der neue Präsident der Kommission *Ecclesia Dei*, Kardinal Innocenti, ein „Legalist" ist (wie er sich selbst ausdrückte!) und andererseits die Kommission keinen klaren kanonischen Status mit eindeutig festgelegten Vollmachten hat, will Hoffnung auf eine positive Entwicklung nicht aufkommen.

Mehr und mehr würden die Gottesdienste im vorkonziliaren Ritus auch von jungen Familien besucht, die eine verläßliche Glaubensauslegung und eine sakrale Liturgie suchten, berichteten die Delegierten. Die allenthalben eingerissene liturgische Verwahrlosung hängt mit dem allgemeinen kirchlichen Niedergang zusammen. Die UNA VOCE-Föderation bittet daher den Heiligen Stuhl, diesem katastrophalen Abwärtstrend durch aktives Eintreten für die frühere Liturgie entgegenzuwirken. Nur durch bewußt katholische Lebensform, die getragen ist von der traditonellen lateinischen Liturgie, könne die Kirche sich selbst treu bleiben und missionarische Kraft entfalten, betonten die Delegierten.

UNA VOCE-Tagung 1992

Die diesjährige UNA VOCE-Tagung findet am Sonntag, dem 8. November, in Düsseldorf statt. Wir beginnen wie üblich mit dem lateinischen Choralamt um 9.30 Uhr in der Kirche St. Petrus Kanisius in Düsseldorf-Bilk.

Die Vorträge finden in dem unweit der Kirche gelegenen RWI-Hochhaus statt; Beginn: 11.15 Uhr. Den Hauptvortrag hält Hochw. Professor Dr. Georg May über das Thema: „Das Priestertum in der nachkonziliaren Kirche."

Eine detaillierte Einladung folgt in den nächsten Heften; wir bitten schon jetzt, den Termin freizuhalten.

Anschriften einiger Autoren und Übersetzer:

Dr. Heinz-Lothar Barth, Heerstr. 67, 5300 Bonn 1
Martin Haverkamp, Weihestr. 17g, 4800 Bielefeld 1
Universitätsprofessor Dr. Georg May, Fränzenbergstr. 14, 6500 Mainz
Josef Poeth, Breite Str. 35, 4152 Kempen 1
Dr. Andreas Schönberger, Asterstr. 4, 6630 Saarlouis
Gymnasialpfarrer Joachim Zimmermann, Erftstr. 24, 4000 Düsseldorf 1